Beiträge

zum

Verständniß

der

Kirchen-Baukunst

mit

besonderer Rücksicht

auf

Neubau, Restauration und Ausstattung.

Ein Quartalblatt

mit

größeren Abhandlungen und kleineren Notizen

von

G. G. Kallenbach.

Halle,
in Commission bei C. E. M. Pfeffer.
1857.

Zum Andenken vom Verfasser
Georg G. Fallenbach.
vom den 17. Novbr 1862.

Beiträge

zum

Verständniß

der

Kirchen-Baukunst

mit

besonderer Rücksicht

auf

Neubau, Restauration und Ausstattung.

Ein Quartalblatt

mit

größeren Abhandlungen und kleineren Notizen

von

G. G. Kallenbach.

Erstes Heft.

1857.

Quartal-Blatt
des
Vereines der Erzdiözese Bamberg
für
christliche Kunst-Archäologie.

№ 1. 1857.

Die kirchliche Kunst und ihre praktische Pflege hängen nicht von Willkür ab, ruhen vielmehr auf bestimmten wissenschaftlichen Grundlagen und die Verbreitung dieser letzteren in möglichst weite Kreise, hat sich mehr und mehr als dringendes Bedürfniß empfinden lassen. Nicht nur Kirchenvorstände, welchen die Behandlung und Ausstattung ihrer Kirchen zunächst liegt sind daher auf jene Kenntnißnahme mindestens in so weit hingewiesen, als sie bei ihrer Disposition vor Verstößen sich gesichert finden wollen, sondern selbst jeder gebildete Gläubige, weil dadurch sein Gotteshaus ihm lieber und verständlicher und er dessen Bedürfnissen sich zugewendeter fühlen wird.

Nachdem ein Verein*) sich gebildet hat um das hierorts in den letzten Jahren aufgekeimte kirchliche Kunstleben zu weiterer Entwickelung

---

*) **(Statuten.)** §. 1. Der Verein hat zum Zweck die Erforschung der kirchlichen Kunstwerke der Vorzeit auf dem Gebiete der Erzdiöcese, die Verbreitung kirchlich-artistischer Kenntnisse an seine Mitglieder und die möglichste Förderung des Materials zur Wiederbelebung der kirchlichen Kunst im Diöcesan-Bereiche.

§. 2. Die Vereinsmitglieder zerfallen in zwei Classen, von welchen die der ersteren in vorkommenden Fällen Stimmrecht besitzen. Zweigvereine bilden sich ausserhalb Bamberg's, doch steht es Auswärtswohnenden frei, sich auch direkt an den Mutter-Verein zu Bamberg anzuschließen.

§. 3. Der dauernde Vereinsvorstand besteht als Directorium aus drei Mitgliedern, welche in Bamberg ihren Wohnsitz haben, von welchen jedesmal eines Sr. Excellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof ernennt und zur Zeit bereits in der Person Sr. Hochwürden des Herrn Domcapitular und Regens Dr. Schmitt ernannt hat, während die beiden anderen Seitens der stimmberechtigten Mitglieder gewählt werden. Austretende Vorstandsmitglieder werden auf demselben Wege durch neue ergänzt. Künstler, Handwerker, wie überhaupt Vereinsmitglieder, welche auch nur den Schein eines Sonderinteresse auf sich laden könnten, dürfen nicht Vorstandsmitglieder werden, weil ohnehin dem Directorium frei steht, nach Gutbefinden Sachverständiger sich zu bedienen, und seinen Secretär, Cassirer u. s. w. zu ernennen.

zu pflegen und nach dem Bedürfniß über die gesammte Diözese zu verbreiten, kam es auf die geeignetsten Mittel an, diesen Zweck auf dem kürzesten und sichersten Wege zu erreichen. Erforschung der eigenen Alterthümer der Diözese und Beschaffung einer Bibliothek zum Gebrauch der Mitglieder hat der Verein wohl von vorn herein als seine Aufgabe erkannt, dabei aber auch die Umstände nicht verkannt, daß die hierdurch ermöglichten Studien doch zuletzt nur für Fachmänner oder solche sich eignen möchten, welche in der Lage sind, kirchliche Archäologie und deren Nutzanwendung mindestens als zweites Nebenfach zu betreiben. Auch ist demselben nicht entgangen, daß die heutige Kunstliteratur, obgleich Hunderte zum Theil höchst weitläufige Werke umfassend, vorzugsweise Beiträgen für eine ungewisse, fernliegende Nutzanwendung sich hingiebt, häufig genug selbst schwankend ja sogar in Widersprüchen sich ergeht, am allerwenigsten aber geeignet ist auf die selbst alltäglichsten Bedürfnißfragen genügende Entscheidungen zu enthalten. Um so weniger durfte der Verein sich dabei begnügen alle seine einzelnen

---

§. 4. Die Mitgliedschaft erster Classe wird durch einen Jahresbeitrag von Zwei Gulden Rhein. erlangt, während Mitglieder zweiter Classe Einen Gulden Beitrag leisten. Die Beiträge aller Mitglieder des Vereinsverbandes fließen in die gemeinsame Casse des Muttervereins.

§. 5. Zugleich erscheint, herausgegeben und redigirt von George G. Kallenbach ein „Quartal-Blatt für kirchliche Kunst", welches vorzugsweise Organ des Vereins sein soll, damit derselbe in sich Leben, Interesse, Zusammenhalt und Bekanntschaft mit den Kunst-Werken der Erzdiöcese und deren kunsthistorischer Bedeutung gewinnt. Einen Bogen stark in groß Octav-Format nebst mehreren artistischen Beilagen wird dasselbe alle drei Monate vorzugsweise die Kunstinteressen der Erzdiöcese, so wie die beachtenswertheren literarischen Erscheinungen und Leistungen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst theils in Leitartikeln, theils in kurzen Notizen behandeln, stets jedoch mehr den nahe liegenden practischen Nutzen als weiter liegende Doctrinen und Beiträge zu denselben im Auge behalten, so wie die Form eines schlichten Volksblattes verfolgen. Jedes Mitglied des Vereines erhält dieses Blatt gratis, und in welcher Art der Verein seinen Kostenbeitrag zu demselben realisiren wird, hängt von der Zahl der zukünftigen Mitgliedschaft ab.

§. 6. Ferner legt der Verein eine Vereinsbibliothek an zum Gebrauch sämmtlicher Mitglieder.

§. 7. Vereinsversammlungen zu Berathungen und Beschließungen sollen nur statt finden, sobald nach dem Gutbefinden des Directoriums zu erledigendes Material vorliegt. Versammlungen zu Vorträgen wird der Verein vorerst nicht in Aussicht nehmen, weil solche meist zu flüchtige Vorstellungen und Eindrücke hinterlassen, und niemanden gewehrt ist, solche privatim zu veranlassen.

§. 8. Zum Vortheile der practischen Kunstinteressen der Diöcese soll der Verein durch sein Directorium nur in so weit mittelst Vorschläge und Gutachten einzuwirken sich bemühen, als die jezeitigen gesetzlichen Verhältnisse solches gestatten.

Mitglieder, um ihnen Aufschlüsse im kirchlichen Kunstinteresse zu gewähren, gleichsam auf solche Urstudien zu verweisen.

Alle diesen Uebelständen zugleich zu begegnen, und den Mitgliedern auf dem kürzesten Wege bis zu einem gewissen Grade die nöthigen Aufklärungen und Erkenntnisse zuzuführen, wurde daher die Herausgabe des vorliegenden Blattes beschlossen.

Es wird dasselbe mit der Publikation der beachtenswerthesten alten Kunstwerke des Diözesangebietes solche Belehrungen verbinden, welche jedem Mitgliede verständlich, zugleich auf die praktische Bedürfnißseite der Gegenwart hinzielen; in andern Artikeln letztere selbst unmittelbar in's Auge fassen, und sich nach und nach derartig ausbauen, daß selbst Mitglieder, welche nur dieses Blatt lesen, in alles ihnen Wissenswerthe Einführung finden. Mitglieder dagegen, welche über diesen Inhalt hinaus schreiten wollen, wird es für weitere Studien zur Grundlage dienen, und dieselben auf dem betreffenden Literaturgebiet zu orientiren suchen*).

Es wird zuletzt nicht nur das currente practische Kunstgebiet der Erzdiözese seine Behandlung finden, in nützlicher Verflechtung mit der bereits vorhandenen und currenten Kunstliteratur, sondern auch auswärtige Erscheinungen auf dem practisch kirchlichen Kunstgebiet, soweit solche ein allgemeines Interresse versprechen, sollen in gehörigen Betracht gezogen werden.

Der Meßkelch**),

in Beziehung auf den Taf. I. mitgetheilten Kelch aus Steinwiesen.

Der Kelch ist bekanntlich das vornehmste liturgische Gefäß der Kirche. Durch die Einsetzung des heiligen Opfermales wurde derselbe, welchen die Juden bei ihren profanen Festmahlen gebrauchten, der Kirche geweiht, somit in ein heiliges Gefäß verwandelt.

Auf die einstige höhere Bedeutung des Kelches bezieht man die

*) Vor Allem ist diesen Mitgliedern zu empfehlen das in Cöln unter Redaction des Herrn Fr. Baudri erscheinende Organ für christliche Kunst. Es erscheint dasselbe bereits in seinem siebenten Jahrgange, zuletzt als Organ des christlichen Kunstvereins für Deutschland, alle vierzehn Tage $1^1/_2$ Bogen stark mit artistischen Beilagen, und ist durch Buchhandlungen zu beziehen, halbjährig für $1^1/_2$ Rthlr. preuß., durch die Post für 1 Rthlr. $17^1/_2$ Sgr.

**) Von den Meßkelchen unterschieden waren die Communionkelche, die Taufkelche der ersten Jahrhunderte, und manche andere Arten, welche mitunter auch bloß zu symbolischem Kirchenschmuck gedient zu haben scheinen.

Form eines kleinen Kelches, welche nach Flavius Josephus auf dem Kopfschmucke des jüdischen Hohenpriesters eine Pflanze gebildet haben soll. Auch soll auf dem hierosolymitanischen Seckel, einer jüdischen Münze, auf einer Seite ein Kelch mit Manna, auf der anderen Arons grünender Stab abgebildet gewesen sein.

Man nimmt an daß der Kelch dessen der Heiland sich bedient hat gläsern war, gewiß aber ist, daß die ersten Christen ihrer Armuth halber vorzugsweise gläserne Kelche besaßen. Doch kamen auch hölzerne und hornene vor, wie in etwas vorgerückteren Zeiten bereits silberne und goldene. Pabst Urban ließ im Jahre 226 einige von edlem Metall verfertigen, und als Julianus der Apostat die Kirchen zu Antiochia plündern ließ, rief der kaiserliche Beamte aus: „In welchen kostbaren Gefäßen wird dem Sohne Mariens gehuldigt!" Das Concil zu Rheims verbot im Jahre 803 den Gebrauch gläserner und hölzerner Kelche, und gebot silberne mit innerer Vergoldung. In Deutschland waren anfänglich kupferne und messingene gebräuchlicher als silberne, und die Pfarrkirche zu Werden soll noch den kupfernen Kelch des heiligen Ludgerus aufbewahren.

Ob die ältesten Meßkelche, wie einige annehmen, achteckige Gestalt hatten, wäre wohl erst näher nachzuweisen, mit symbolischen Figuren waren sie indessen verziert, und dabei sehr beliebt die Figur eines Schäfers mit einem Schaf auf den Schultern, als Beziehung auf den Heiland. Tertullian im zweiten Jahrhundert sagt: „Wo ist das verlorene Schaf, das der Herr auf seine Schultern ladet? Ihr findet es auf Euern Kelchen!"

An veröffentlichten Abbildungen von alten Kelchen ist leider immer noch ein fühlbarer Mangel.

Nach den ältesten Zeichnungen, welche wir selbst besitzen, kam die Form der Kelche gegen Ende des vorigen Jahrtausends der spätern mittelalterlichen sehr nahe. Ein vielseitiger Fuß, dann in der Mitte des Halses ein entschieden vortretender Handknauf, (Manubrium), — eine niedrige Kuppe, wie überhaupt die niedrige mehr gedrückte Gestalt, welche den Kelch von Pokalen unterscheidet, ist ihnen allen gemein. Der eine, im geistlichen Museum des Vaticans beginnt am untersten Theile des Fußes mit einem runden Untersatz, auf diesem ruht die vierseitige Aufschrägung nach dem Halse, den Handknauf des Halses bildet eine von oben nach unten platt gedrückte Kugel; der untere Theil der Kuppe enthält die Wölbung eines Drittelkreises, worauf die Seiten sanft auswärts gebogen ansteigen. An einem anderen, gefun-

den bei den Ausgrabungen an der Kirche S. Maria dell Popolo in Rom, ist der Fuß von unten auf sechsseitig, während die Seiten der Kuppe eine einzige stark auswärts gebogene Linie bilden. An einem dritten bilden wieder sehr wenig gebogene Linien die Kuppen-Wände, wodurch dieselbe steil aufwärts steigend sich erweitert. Sämtliche Handknäufe und an einem dieser Kelche auch der untere Theil der Kuppe sind mit sechs Erhöhungen umgeben, welche nach der Zeichnung höchst wahrscheinlich gefaßte Steine enthielten.

Wir finden somit hier durchgängig den Grundtypus der Kelchform des Mittelalters.

Der von uns Taf. I. mitgetheilte gothische Meßkelch aus Steinwiesen, enthält in der Abbildung die Hälfte der natürlichen Größe, und ist nur noch zu bemerken, daß seine Kuppe zu unterst um den Boden nicht ganz einen Halbkreis bildet, worauf die Seitenwände eine durchaus gerade Ausschrägungsflucht verfolgen.

Nur Priester sollen geweihte Kelche mit den Händen berühren (70 Canon. des Concils von Agde) und wenn ein Kelch schadhaft wird, so daß sein Inneres einer neuen Vergoldung bedarf, erlischt seine Weihe, und es wird für den Gebrauch nach der Herstellung eine neue Benediction nothwendig.

Ueber Monstranzen.

Die Monstranz zu Steinwiesen.

Das Frohnleichnamsfest, als Feier des allerheiligsten Altarssacraments, wurde in der Diöcese Lüttich 1249 eingeführt, und bald darauf durch Pabst Urban IV. 1262 mittelst Bulle für die ganze Christenheit angeordnet. Pabst Urban starb aber vier Jahre später und so unterblieb die Ausführung seiner Verordnung, bis Clemens V. 1311 auf dem Concil zu Vienne solche bestätigte.

Alle diese Erlasse erwähnen aber keiner mit dem Feste verbundenen Prozession, und die letztere wird erst allgemein gebräuchlich unter den Päbsten Martin V. und Eugen IV. zwischen 1417 und 1447. Dennoch begleitete nachrichtlich auch diese Prozessionen noch nicht das Sanctissimum, sondern nur Gesang von Psalmen, Responsorien und Hymnen.

Dagegen fanden nach Mabillon viel früher als am Frohnleichnamsfest Prozessionen am Palmsonntage statt, wobei der Leib des Herrn in einer verschlossenen Kapsel getragen wurde, wie solches heute

mit den Monstranzen geschieht. Hatte man außerdem noch die verschiedensten Schaugefäße zur Ausstellung von Reliquien, so ist es klar, daß die Uranfänge für die Formen der spätern Monstranzen nicht, wie die Archäologen gewöhnlich annehmen, in Verbindung mit der Einführung des Frohnleichnamsfestes zu suchen sind; wohl aber verdanken dieselben diesem Fest allein ihre spätere prachtvolle Ausbildung.

Ueber die Beschaffenheit der Monstranzen verordnet nur das vierte Concil zu Mailand, daß die Lunula von Silber sein und in einem Krystallglase sich befinden soll. Die Wahl des Materials für das Uebrige blieb mithin den Umständen überlassen und so besitzt der Dom zu Freising auch eine hölzerne.

Eine der ältesten Monstranzen, angeblich aus der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, befindet sich in der Kirche zu Ralingen bei Düsseldorf.

Die Form hat mancherlei Verschiedenheit. Wesentliche Theile sind der Fuß, der Stiel und der Tabernakel mit dem Glase. Für Fuß, Stiel und Stielknauf hatte man bereits sehr ausgebildete Vorbilder an den Kelchen, und der Tabernakel ist angeblich an den ältesten Monstranzen mit einem Kreuz gekrönt. Wichtig für die Entstehungs- und Ausbildungs-Geschichte dieses Gefäßes wäre die Veröffentlichung der einfachsten, ältesten Exemplare, welche sich vorfinden möchten, für die Feststellung, ob, wie weit und in welcher Form wirkliche Frohnleichnams-Monstranzen in's vierzehnte Jahrhundert hinaufreichen.

Das Material der bekannten besteht gewöhnlich in Kupfer und vergoldet, in Silber und in Silber vergoldet. Eben so verschieden ist die Größe. Die gothische Monstranz der Preßburger Cathedrale mißt an Höhe 3 Fuß 6 Zoll, an Breite 1 Fuß und 3½ Zoll; die zu Sedletz in Böhmen ist gleichfalls von bedeutender Größe, 3 Fuß hoch, 2 Fuß breit, und in der Nôtre-Dame zu Paris war einst eine von 5 Fuß Höhe und 300 Mark Silber. Natürlich wurden diese großen Monstranzen von mehreren Personen getragen.

Erst das fünfzehnte Jahrhundert entwickelte an diesen Gefäßen die reichsten Formen. Die vielseitigen reichen Fußgestelle sind häufig noch mit Email und Bildwerk verziert, Stiel und Handknauf höchst mannigfaltig und mitunter reich ausgestattet. Das Glas, in welchem sich die Lunula befindet, welche man auch Melchisedek nannte, besteht vorzugsweise in einem Cylinder, doch kommen auch kreisrunde Gläser

vor, wie z. B. an der Monstranz der Preßburger Cathedrale *) und an der schönen sehr klar und doch eigenthümlich gestalteten 2 Fuß ½ Zoll rheinisch hohen silbernen Monstranz zu Vreden in Westphalen, wo das kreisförmige Glas 3 Zoll mißt.

Die größte Pracht entwickelte sich zu beiden Seiten und oberhalb des Glases. Gewöhnlich bildet diese Architektur zu beiden Seiten des Glases eine mehr flache Schauwand, während die Bekrönung über dem Glase gleich dem Unterbau sich vielseitig fortbewegt. Doch finden auch hierin Ausnahmen statt. So hat die 2 Schuh 7″ rheinisch hohe, in sehr kräftigen architektonischen Formen gehaltene sechsseitige und thurmförmige Monstranz zu Calcar in Form eines regelrechten Dreiecks, also zu drei Seiten ihres Cylinders, einen Pfeilerbau, während zu oberst wieder das Sechseck Platz greift.

Während auf diese Art die mannigfachsten Formen auf dem Grunde eines gewissen Typus walten, gab es auch im Mittelalter bereits Ausnahmen von diesem Typus. So hat die Pfarrkirche St. Menechou in Frankreich eine Monstranz vom Jahre 1486 in der Form des heiligen Johannes, der ein Lamm trägt, welches die Hostie umschließt. Auch schreibt man den Cisterziensern in Frankreich Monstranzen zu, welche die heil. Jungfrau vorstellen, die den Tabernakel in der Hand hält, doch kennen wir nicht die Entstehungszeit derselben.

Unsere Monstranz von Steinwiesen gehört in jedem Bezuge zu den bescheidensten der Diöcese. Von unedlem Metall und vergoldet, im verflossenen Jahre hierorts nach Entfernung eines runden Glasbehälters wieder in alter Form würdig hergestellt, zeigt auch ihre Arbeit nur von guter einfacher Handwerkstüchtigkeit. So bestehen z. B. die Bossen der Fialen in aufgelegten Metallstreifen, die durch einfache Einfeilung eine ungefähre Nachbildung der wirklichen Bossen geben und dennoch in ihrer Art effektvoll sind. Zur Beurtheilung dieser Technik haben wir einzelne Theile in wirklicher Größe mit abgebildet.

Auch die hiesige Diöcese besitzt Prachtexemplare, ja zum Theil solche, die zu den größtvorhandenen gehören, und gedenken wir in einer unserer nächsten Nummern die schon ansehnlichere Monstranz zu Ebermannstadt folgen zu lassen.

*) Gegeben in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale von Karl Freiherrn v. Czörnig in Wien. 1. Jahrg. Octoberheft.

Ueber die
Behandlung der innern Wände der Kirchen,
mit Rücksicht auf die heutige beliebte geist= und geschmacklose Glatttünchnerei.

So weit Nachrichten in das Alterthum hinaufreichen, hat die Kirche mit ihren Gotteshäusern höhere Begriffe verbunden, als die eines bloßen Abschlusses gegen äußere Umgebung und Witterung. Dienten nun einzelne Architekturtheile vorherrschend dem letzteren materiellen Zweck, so finden wir das Bemühen, deren innere Seiten zugleich für höhere Bedeutung und dadurch für die höhere Uebereinstimmung des Ganzen zu gewinnen.

Die ältesten noch erhaltenen christlichen Kirchen, Basiliken, erhielten mittelst der Zusammensetzung ihres Raumes durch drei Schiffe, sowie mittelst der Säulen, welche diese Schiffe trennen und die hohen Theile des Mittelschiffes tragen, eine bedeutsame Belebung ihrer Großtheile, die flachen Schlußmauern des hohen und der Nebenschiffe zwischen den Fenstern vermochte dagegen die damalige Baukunst noch nicht in verwandter Art lebensvoll zu gestalten. Mosaik=Gemälde halfen nun hier aus, die Leerheit zu beseitigen und die Wände zu vergeistigen.

Mit dem Beginn des romanischen Kirchenbaustyls trat auch sogleich die Bemühung in den Vordergrund, gerade jene Flächen mehr und mehr mittelst der Architektur selbst zu beherrschen. Lissenen, Pilaster, vereinzelte oder gruppirte Cylinder als Träger der späteren Gewölbe, nach und nach vermehrtes Nischenwerk wurden zu Hülfe genommen, um die Architektur nach möglichst besten statischen Gesetzen zu gestalten, zu vervollkommnen und für sich allein auskömmlich zu gliedern und zu beleben. Doch hat der romanische Styl diese letztere Aufgabe nur in höchst seltenen Fällen und zwar in seiner Schlußepoche, wie z. B. im Dome zu Worms, sonst meist nur anbahnend erreicht. Die ihm übrig bleibenden Mauerflächen, welche namentlich an Werken vorherrschten, wo die Mittel eine reichgestaltete architektonische Durchführung unzulässig machten, fielen dann nicht nur wieder der Malerei anheim, und namentlich der leichter ausführbaren mittelst Pinsel und gewöhnlichen Farben, sondern diese wurde häufig im Gegensatz zu jener erstern Richtung so sehr zur andern Natur des romanischen Kirchbaues, daß sie in eigenthümlicher Weise das sämtliche Innere der Kirchen, selbst die gegliedertsten Architecturtheile überdeckte.

Der gothische Styl endlich wußte ein in sich vollkommen abge=

schlossenes System zu erreichen, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß in ihm Alles Leben und Geist aushaucht, ohne die Nöthigung zur künstlichen Farbengebung seine Zuflucht nehmen zu dürfen. Structur und Material gehen in ihm Hand in Hand und bedingen einander derartig, daß dem Material und seiner Natur vollkommen klare Rechte erwachsen durften. Anders bewegt sich daher die Gothik in Haustein, anders in Backstein, noch anders im Holzbaue.

Weil nun auf diese Art das Material ein Recht hat, bei der Formenbildung mitzureden, so folgt hieraus, daß dasselbe, soll nicht etwa anders das Werk und sein Styl seinen Vollklang einbüßen, auch nothwendig wahrnehmbar bleiben müsse, nach seiner gesammten, inneren Natur, Form, Farbe, Dienstfähigkeit und Verbindung. Nicht nur hat die Gothik des Mittelalters mit Bewußtsein diese Verhältnisse empfunden, sondern auch überall in ihren Werken verfolgt. Jene geistlose, pure Richtigkeit ausdrückende egale Tüncherei der Gegenwart war daher nicht nur dem gothischen Mittelalter fremd, sondern selbst im Alter über seine Epoche hinaus, im zwölften Jahrhundert bereits finden wir mindestens ausnahmsweise jene oben berührte höhere Beachtung der Materialrechte anerkannt. So z. B. in dem romanischen Dome zu Worms, dessen Inneres vielleicht die Hälfte seines erhabenen, tief feierlichen Eindrucks einbüßen würde, wenn nicht die Tüncherei sein dunkelbraunrothes Quaderwerk bis zur Stunde verschont hätte. Aus der gothischen Periode sind eine weit größere Anzahl von Kirchen in diesem erfreulichen Vollklang auf unsere Zeit gelangt. Wer erinnert sich nicht des Eindrucks, welchen das majestätische Innere des Domes zu Halberstadt erregt, so wie des wohlthuenden Eindrucks, welchen die Lorenzkirche Nürnbergs vor anderen Kirchen voraus hat? Auch im Backsteinbau galt von selbst verständlich das nemliche Princip und mehrere Kirchen dieser Art, z. B. die zu Wilsnak unfern der Mittelelbe, selbst die noch romanische Klosterkirche zu Jerichow im Magdeburgischen stehen im Innern im zierlichen fugenrechten Backsteinrohbau. Selbst die der Form nach starre glatte Fläche, behauptete durch diesen Material-Eindruck ihre wohlthuende Belebung. Keineswegs schließt dieses aus, daß nicht etwelche Füllmauern, Streifen u. dergl. der Abwechslung halber Mörtelputz erhalten dürften, auch wohl farbige Pinselführung*), selbst Malereien,

*) Die Polychromie, ihre innere Natur, ihr Verhältniß zum Material und zum großen Ganzen der Kirche, behalten wir uns vor, in einer spätern Nummer zu behandeln.

doch blieb in solchem Fall der Mörtel als solcher stehen ohne miß-liebige Tünche.

Wenden wir uns noch von einer anderen Seite dieser Betrachtung zu, so möchten wir behaupten daß man diesem Systeme, nemlich der Beziehung jener Rechte auf Bausteine als Material auch eine gewisse symbolische Grundlage nicht leicht wird absprechen dürfen. Bereits die Wiege des Christenthums hat die Christgläubigen zuweilen mit Steinen, mit gut behauenen Bausteinen verglichen. So nennt z. B. der heil. Petrus die Christen viereckig behauene Steine, und im Hirten des heiligen Hermas kommen ähnliche Vergleiche vielfach und unter verschiedenen Beziehungen vor. So I. Buch III. Vision „der Thurm, dessen Bau du siehst, bin ich, die Kirche, die ich dir jetzt und ehedem erschienen.“ — „Vernimm nun das nähere von den Bausteinen. Jene, ins Geviert gearbeitet und weiß und wohl in ihre Fugen passend, sind Apostel, und Bischöfe, und Lehrer und Diener u. s. w.“

Auch das Mittelalter hat diese symbolischen Beziehungen sehr wohl gekannt. So schreibt Bischof Durandus: „Unter diesen Steinen werden einige getragen und tragen selbst nicht, wie die Einfalt; andere werden getragen und tragen zugleich wie die untergeordneten Priester; andere tragen bloß und ruhen nur auf Christus ihrem Grunde, nemlich die vollkommenen und hohen Kirchenwürdner. Alle aber verbindet in Eins der Mörtel der Liebe, daß sie als lebendige Steine in den Fugen des Friedens zusammen halten.“ Unserer Seits möchten wir nur noch beifügen, daß ein Kirchbau, groß oder klein ohne Opferbegriff undenkbar, wohl also die Bausteine in beziehenden Verhältnissen zu den opfernden Gemeindegliedern, wie das ganze kirchliche Gebäude zur ganzen Gemeinde aufgefaßt werden dürften.

Wenn nun die gesammte Vorzeit die Wände ihrer Kirchen in so gehaltvoller Weise aufzufassen und zu behandeln verstand, was soll dann wohl jene gleichmachende aufhellende an sich nichts besagende, und doch so allgemein beliebte moderne Tünche, sei es in weiß, in graugelb oder irgend sonst welcher Farbe? Höchstens ist sie im Stande das Innere monoton zu machen, und das äußerlich sprechende historische Alter der Kirchen, welches doch mit einen berechtigten Theil ihres Wesens bildet, mit dem scheinbar erneuerten Innern in offenbaren Widerspruch zu verwickeln. Wer dabei an Reinlichkeit denkt, verwechsle Unreinlichkeit nicht mit dem natürlichen Ausdruck des Material-Alters. Wer empfindet die Wahrheit dieser Behauptungen nicht bei Betrachtung des

hiesigen schönen Domes, seiner vorherrschenden Leerheit der Wände, und doch sind seine inneren Quadern nicht getüncht, sondern nur durch die Befreiung der ehemaligen Tünche in einen Zustand der Neuheit gerathen, und in einen Gegensatz zum ehrwürdig alten Aeußeren.

Was bleibt nun zu thun übrig, wenn man nach dieser Erkenntniß der alten Tünche los werden, und auch einer ungehörigen neuen ausweichen will?

Man wird dasselbe Material und Werkzeug, welche das Verderben angerichtet haben, zwingen müssen, dieses auch wieder zu beseitigen.

Im besten Fall wird die Tüncherkruste, welche häufig leicht abzufallen trachtet, zunächst wieder entfernt werden müssen, wo dieses aber nicht thunlich oder nothwendig, stelle man über derselben den Materialton derartig her, daß die Quadern als wären sie natürlich, von einander sich unterscheiden, wobei im Backsteinbaue namentlich auch die Fugen nicht vergessen werden dürfen.

Die Kunst ergreift hier ein Mittel, die vernachlässigte Natürlichkeit in ihr Recht zurück zu führen, und soll einmal der Pinsel walten, so denken wir dürfte wohl keine andere Weise als gerade diese ihm am nächsten liegen. Auch erfordert eine derartige Umwandlung an Kosten einen nur geringen Mehraufwand, an Geschick wohl einen ungleich größeren als die beliebte Egaltüncherei.

Zunächst kommt es auf Farbentöne an, welche denen des verwendeten Materials gleichen. Man darf also nicht grüne Töne anwenden wie solche z. B. der in Soest vorkommende Sandstein enthält, auch nicht den rothen Sandstein des Ober- und Mittelrheines, wo die Gebäude in grauem oder gelbem Sandstein bestehen.

Weiter kommt in Betracht, ob das Innere einer Kirche dunkler oder heller, und aus diesen oder noch anderen nahe liegenden Gründen, hellere oder dunklere Farbentöne sich empfehlen möchten.

Zuletzt ist erforderlich eine eingeübte Geschicklichkeit, die abwechselnden Farbentöne so malerisch zu verwenden, wie solche der natürliche Zufall durcheinander gewürfelt haben würde.

Dieserartige Versuche, welche in den letzten Jahren hierorts vorgenommen, sind mitunter recht gut, im Uebrigen doch schon erträglich ausgefallen.

Nur erst wenn das Mauerwerk auf solche Weise sein begründetes Gepräge erhalten hat, sollte man zur weitern Ausstattung der

Kirchen, sei es mittelst weiterer Farben auf den Wänden, oder der Farben-Betonung des Kirchenmeublements, übergehen.

Ueber Kirchenmusik.

Diöcese Trier*).

Die Befreiung der kirchlichen Musik von ihrer Entartung, die Zurückführung auf kirchlichere und somit erbaulichere Grundsätze nimmt immer allgemeiner Aufmerksamkeit und Bemühungen in Anspruch.

So hat auch bereits im verwichenen Jahre die Geistlichkeit der Diöcese Trier von ihrer bischöflichen Obrigkeit in dieser Richtung Weisungen erhalten.

Zur Begleitung des Hochamtes wird der Gregorianische Choral, auch cantus planus oder firmus genannt, empfohlen, weil er jeden andern Gesang an Schönheit, Würde und Erhabenheit und durch eine gewisse geheimnißvolle Macht über die Gemüther wunderbar übertrifft und von frommen Menschen lieber gehört wird. Häufigere Gesang-Unterrichte und Gesang-Uebungen mit Knaben und Jünglingen sollen die Ausführung möglich machen.

Dabei soll der musikalische oder harmonische Gesang nicht ganz verworfen, aber auf ernste, würdevolle, andächtig-fromme Haltung zurückgeführt werden, mit dem Cantus firmus wechseln, doch diesem den Vorzug belassen.

Gesänge in der Landessprache sollen bei größeren kirchlichen Feierlichkeiten innerhalb des Hochamtes und der Vesper nicht zugelassen werden.

Gewisse Oden und profane Gesänge, sowie Gesangweisen, welche mehr zerstreuen als erbauen, leichtsinnig und theatralisch sind, sollen aus den Kirchen entfernt, ohne Approbation des General-Vicariats nichts Neues eingeführt werden. Darüber, daß der Gesang mit der heiligen Zeit des Kirchen-Jahres und mit dem jedesmaligen Gottesdienste harmonisch eingehalten wird, sollen die Pfarrer, die Lehrer und Chordirigenten wachen.

Es sollen die unter dem Introïtus, dem Offertorium, der Wand-

---

*) Zu empfehlen ist das Organ für kirchliche Tonkunst, von Pfarrer Ortlieb in Drakenstein. Jährlich erscheinen 8 Bogen, zu bestellen bei G. Schmid in Schwäb. Gmünd oder H. Hessel in Leipzig. Preis für den Jahrgang 48 kr.

lung und Communion vorgetragenen Gesangstücke nicht zu sehr in die Länge gezogen werden, die Musik vielmehr der Messe, nicht diese jener dienen, überhaupt das Hochamt ohne Predigt nicht über eine Stunde dauern. Die Pfarrer sollen den Organisten und Musikern einschärfen, daß Orgel und musikalische Instrumente nur angewendet werden:

„um die Wirkung des Textes der Gesänge zu verstärken, damit der Sinn derselben desto tiefer den Herzen der Zuhörer sich einpräge und die Gemüther der Gläubigen zur Betrachtung geistlicher Dinge erhoben, und zur Liebe gegen Gott und göttliche Dinge entflammt werden."

Die Orgel möge mit Maaß jubeln, wenn an Festtagen die Kirche sich freut, und in heilige Klagen sich ergießen, wenn die Kirche trauert; sie möge die Stimmen der Sänger nicht gleichsam erdrücken; während der heiligen Wandlung aber, wo die Engel zitternd vor Ehrfurcht anbeten, entweder verstummen oder nur sanfte, würdevolle Töne, nur ernste und getragene Melodien ertönen lassen.

Die Inventarisation alter kirchlicher Kunstwerke betreffend.

Nachdem die Erforschung mittelalterlich kirchlicher Kunstwerke lange Zeit der Privatliebhaberei allein überlassen blieb, nimmt dieselbe in letzterer Zeit ungleich weitere Kreise, mitunter selbst offiziellen Charakter in Anspruch. Alles irgend Beachtenswerthe wird auf diese Art an's Licht gezogen, während jene Privatforschungen sich doch meist auf vereinzelte und zufällige Befunde beschränken mußten.

In mehreren Gegenden sind es die Alterthumsvereine, welche dieser Aufgabe mit Energie sich zugewendet haben, in anderen die Regierungen, in den meisten aber haben die kirchlichen Behörden dieselbe als die ihrige erkannt.

Wenn schon für den vaterländisch-culturgeschichtlichen Standpunkt die Beachtung dieser Richtung viel zu lange Vernachlässigung gefunden hat, so fällt dieselbe Seitens der Kirche wohl um so schwerer ins Gewicht, als hier Gegenstände Behandlung finden, welche mit dem Wesen derselben, ihrem Cultus, ihrer Vergangenheit und ihrer Zu-

kunst, um so mehr also auch mit ihrer Gegenwart in den engsten Beziehungen stehen.*)

Daß die wahre kirchliche Kunst verloren gegangen ist, wird anerkannt, nicht minder, daß die Werke der theils vollgültigen, theils doch besseren Vergangenheit, besonders was die Mobilien betrifft, bis auf einzelne Ueberreste zu Grunde gegangen sind. Daß es Noth thut, die Ueberreste aufzusuchen, dieselben näher kennen zu lernen und vor weiterem Untergange zu bewahren; daß es nicht minder Noth thut, eben auf der erübrigten alten symbol- und stylgerechten Verlassenschaft eine gleiche kirchliche Kunst der Gegenwart anzubahnen, wird wohl eben so wenig bezweifelt werden.

Um dem ersten Schritt für diese Zwecke zu genügen, bedarf es nur, daß die Kirchenverwaltungen selbst anzeigen, was sie noch so glücklich sind zu besitzen.

Allerdings werden diese Anzeigen, besonders was den Zeitstyl betrifft, vielfältig unausreichend sein, weil die Kenntniß der vielfältigen Stylformen noch zu wenig Verbreitung gefunden hat, der gute Wille und ein richtiges Gefühl können aber hier so viel ersetzen, daß dergleichen Anzeigen, auf ein festgestelltes Formular gestützt, nicht leicht verfehlen werden, dem Beachtenswertheren die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ist aber dieses einmal geschehen, so läßt das Fehlende sich bald ergänzen.

Auszutheilende Fragenformulare dürften dabei nach unserer Ansicht von vorn herein nicht zu viel verlangen, für die Architektur auf die Haupttheile, für die übrigen Gegenstände lediglich auf eine bloße Anführung der Gattungen sich beschränken, weil sonst nach heutiger Lage der Dinge Verwirrung und große Mangelhaftigkeit unvermeidlich werden würden. Besser ist es, der zufälligen Einsicht und dem guten Willen nach eigenem Dafürhalten eine nähere Beschreibung anheim zu geben, und das demnach Fehlende besonders nachzuholen.

So würden etwa rücksichts der Architektur der Kirchen, Klöster,

---

*) Seitens der im Jahre 1852 zu Dresden gehaltenen General-Versammlung deutscher Alterthumsforscher, wurde an alle deutsche Regierungen die Bitte gerichtet, daß die Geschichte der christlichen Kunst an allen deutschen Hochschulen gelehrt und zum Gegenstande der theologischen Prüfungen gemacht werde. Es wäre allerdings entsprechender, wenn die Kirche mit diesem Wesen ihres eigenen Bereiches, auch eben in ihrem Bereich selbst fertig werden möchte, weil dadurch der Gegenstand eine ungleich günstigere dem Cultus angeschlossenere Färbung zu behaupten im Stande sein würde.

Capellen u. s. w. die Fragen lediglich vorerst auf den Styl, ob romanisch, gothisch, oder in verschiedenen Theilen verschieden, auf Zahl und Lage der Thürme, deren runde, viereckige oder achteckige Form, auf die Zahl der Kirchenschiffe und das Vorhandensein einer Krypta; bei Klöstern auf etwaige alte Beschaffenheit der Kreuzgänge und sonst augenfällige, merkwürdige Räume sich beschränken dürfen. Für die übrigen Alterthümer genügt, daß man die Gattungen anführt, damit nicht leicht etwas übersehen werden möchte; als Altäre, Sakramenthäuschen, Altarschranken oder Communionbanken, Kanzel, Orgelgehäuse, Emporengeländer, Taufstein, Weihwasserbecken, Chor- und anderes Gestühl, Schränke, Tische, geschnitzte Holzdecken; Kelche, Patenen, Ciborien, Monstranzen, Wein- und Wasserkannen, Kelchröhren, Abendmalslöffel, Kreuze aller Art, Oelfläschchen, Handwaschgefäße, Stehleuchter, Kronleuchter, Ampeln, Opferrechen, Rauchfässer, Laternen, Reliquienbehälter, Paramente, Stickereien; alte Schriften, Malereien, Noten und Bücher, besonders auf Pergament; zuletzt Schnitzwerke in Holz, Elfenbein und anderem Material; Grabmonumente, Glocken, Gemälde, Wandmalereien und gemalte Fenster.

Daß daneben, wenn die Umstände es erlauben, eine nähere zutreffende Beschreibung, auch wenn nur oberflächlich skizzirte Zeichnungen, willkommen sein würden, dürfte sich von selbst verstehen.

Dem betreffenden Style nach würde der gothische und der ihm vorhergehende romanische vorzugsweise in Betracht zu ziehen sein, der Styl des spätesten sechszehnten Jahrhunderts aber auch Beachtung verdienen, wo er hervorragendere Gegenstände hinterlassen hat.

Sind nun solche Anzeigen in einer Hand vereinigt, so wird es schon leichter, für die weitere Kenntnißnahme Schritte zu thun und allmälig die volle Bedeutung der einzelnen Alterthümer in's richtige Licht zu stellen, woraus die übrigen wünschenswerthen Folgen, namentlich allenfallsige kunstgerechte Herstellung und Benutzung ihrer Vorbildlichkeit für die Kunst der Gegenwart und Zukunft sich von selbst ergeben werden.

Ueber die Darstellung der heil. Jungfrau als unbefleckten Empfängniß.

Der Hochwürdigste Bischof Malou von Brügge erklärt in einer Schrift über diesen künstlerischen Gegenstand*) die vorhandene Verle-

*) Iconographie de l'immaculée conception de la très Sainte Vierge Ma-

genheit rücksichts begründeter Darstellungsweisen, weil die vier bisher vorgekommenen Arten der Stichhaltigkeit entbehren.

Die erste dieser Darstellungsarten ist die Begegnung von Joachim und Anna in vorgerückten Jahren an der goldenen Pforte des Tempels, oder beide an abgesonderten Orten betend. Diese Legende, im vorigen Jahrtausend bis ins Mittelalter verbreitet, lehnte sich indeß auf apokryphe Schriften, nämlich auf ein Evangelium von der Geburt der heil. Jungfrau, und auf ein Evangelium Jakobs, sei daher unhaltbar.

Das nämliche sei der Fall mit der Darstellung einer keuschen Umarmung Joachims und Annas an der goldenen Pforte; nicht minder unpassend erscheine das Bild eines nackten Kindes aus einem Kelche hervorwachsend. Die vierte Art, wie auf der wunderthätigen Medaille, Strahlen von den Fingern auslaufend, sei der Mission von Neapel 1836 für ihren Hauptaltar genehmigt, als allgemeiner Typus aber von der Riten-Congregation verworfen.

Bei solcher Ermangelung bestimmter Formen schlägt der Herr Verfasser nun vor:

> Maria stehe in ruhig, sittsamer, nicht schreitender Stellung, auf dem Halbmonde und der Erdkugel mit der Schlange unter den Füßen, welcher letzteren der Kopf zertreten wird. Das Gesicht sei jugendlich schön und unschuldig; mit demüthig gesenkten oder himmelwärts gerichteten Augen; die Hände betend oder über die Brust gekreuzt, nicht mit dem Jesuskinde oder mit Blumen. Der rechte Fuß mit Sandale bekleidet zertritt die Schlange, der linke wird vom Gewande verhüllt. Die Kleidung sei einfach mit dem Mantel, die Haare ohne Ueppigkeit, das Haupt mit einem Schleier. Statt des Heiligen-Scheines eine Krönung von 12 Sternen sei wünschenswerth. Bei der Darstellung in einer Altarnische sei Maria mit einer Sonne umkleidet.

---

rie et de la meilleure maniére de représenter, ce mystére, par Mgr. J. B. Malou, Evéque de Bruges. Bruxelles, Coemaere, 1856.

Zu bestellen bei der Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg. Preis für Auswärtige für vier Jahresnummern 1 fl. rhn. oder 18 Sgr. preuß., worauf die Versendung mit der Post mittelst Kreuzband erfolgt. Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Quartal-Blatt
des
Vereines der Erzdiözese Bamberg
für
christliche Kunst-Archäologie.

№ 2. 1857.

Notizen.

Nach den in der ersten Nummer dieses Blattes enthaltenen Statuten ist Hr. Regens und Domcapitular Dr. Schmitt von Sr. Excell. dem Hochwürdigsten Hrn. Erzbischofe zum Mitgliede der Vorstandschaft bestimmt worden. Hierauf wurden die Mitglieder des Vereins, insoweit sich solche angemeldet haben, zu einer Versammlung behufs der Wahl der beiden übrigen Vorstandschaftsmitglieder geladen. Die Wahl fiel auf die H.H. Stadtpfarrer Schweitzer und Rechtsrath, Rektor Dr. Schneider. Da beide Herren die Wahl annahmen, wurde nach dem Vereinsgesetze der Distriktspolizeibehörde durch Vorlage der beiden ersten Hefte des Vereinsblattes von den Statuten und der Vorstandschaft des Vereines Mittheilung gemacht.

Die Vereinsmitglieder, ordentliche und außerordentliche, betragen bis jetzt 102 und sind folgende:

Seine Excellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof.

die Herren:

Albrecht, Pfarrer zu Hirschaid.
Ament, jun.
Bader, jun.
Dr. Bauernschmitt, prakt. Arzt.
Benker, Stadtkaplan.
Bezold, Kaplan zu Geiselwind.
Brumbach, Stadtpfarrer.
Burger, Magistratsrath.
Burkart, k. Appell.-Ger.-Advokat.
v. Buseck, Frhr., cand. Theol.
Daig, Domvikar.
Degen, Schreinermeister.
Dennefeld jun., Schreinermeister.
Dorn, al. cler.
Drechsler, Wachsziehermeister.
Dütsch, Bierbrauermeister.
Dr. Eck, Generalvikar.
Ender, Domvikar.
Endres, Stadtkaplan.

die Herren:

Engert, Domkapitular.
Ernst, geistl. Rath.
Fischer, Domvikar.
Frey, Stadtkaplan zu Scheinfeld.
Dr. Friederich, Domprobst.
Friedrich, al. cler.
Fuß, Buchbindermeister.
Dr. Gengler, Dombechant.
Glaser, I. Bürgermeister.
Gleißner, Kgl. Wegmeister.
Graf, Stadtkaplan.
Grenz, Zimmermeister.
Groh, Subregens.
Günther, Pfarrer zu Burggrub.
Haas, al. cler.
Heinisch, Professor.
Dr. Herd, Domkapitular.
v. Herrnböckh, Professor.
Heunisch, geistl. Rath und Inspektor.

die Herren:
Heusch, Bildhauer in Reckendorf.
Hofbauer, Maurermeister.
Hofmann, Stadtkaplan.
Hofmann, Professor.
Hofmann, Magistratsrath.
Ihl, Regierungsrath.
Kaim, Kunstmaler in Kronach.
Kallenbach, Archäolog.
Kamm, Bildhauer.
Klee, Kunsthändler.
Dr. Körber, Stadtkaplan.
Kotschenreuther, Domvikar.
Krug, Professor.
Kupfer, al. cler.
Landgraf, al. cler.
Lautenbacher, Domkapitular.
Leist, Appell.-Ger.-Accessist.
Lembach, al. cler.
Mägerl, Lokomotivführer.
Dr. Martinet, geistl. Rath u. Professor.
Metzner, Privatier.
Müller, Maurermeister.
Müller, Nik., Tünchermeister.
Müller, P., Tünchermeister.
Neppenbacher, al. cler.
Oestereicher, Curatus.
Ott, Domvikar.
Pflaum, Domkapitular.
v. Redwitz, Frhr., in Schmölz.
Reindl, Buchdruckereibesitzer.
Rienecker, Stadtkaplan.
Rothlauf, Domkapitular.

die Herren:
Rückel, Rechtsrath.
Saffer, Benefiziat.
Sattler, al. cler.
Schäfer, Magistratsrath.
Schäfer, al. cler.
Schell, Curatus.
Schell, Bildhauer.
Scherer, Kaufmann.
Schmitt, Domkapitular.
Dr. Schmitt, Domkapitular.
Schmitt, Dechant zu Hollfeld.
Schmitt, al. cler.
Schmitt-Friderich, Architekt.
Dr. Schneider, Rektor.
Schneider, Stadtkaplan.
Schönfelder, al. cler.
Schriefer, Professor.
Schweitzer, Stadtpfarrer.
Dr. Seitz, Inspektor.
Sorg, al. cler.
Dr. Stenglein, Bibliothekar.
Störcher, Stadtkaplan.
Stöhr, al. cler.
Stramer, al. cler.
Vaillez, Professor.
Weber, Kaufmann.
Weber, Gürtlermeister.
Weißenfeld, Curatus in Niedermirsberg.
Weißenfeld, Silberarbeiter.
Wermter, Stadtkaplan.
Wilhelm, al. cler.

Die Fortsetzung wird in späteren Heften gegeben werden.

Ueber Kirchenbaustyl im Allgemeinen

mit besonderer Rücksicht auf verunstaltete Kirchen und die Wiederherstellung der Kirche St. Heinrich und Kunigunda zu Bamberg.

(Hierzu Taf. III mit der alten Facade der letzteren Kirche Fig. 1. und dem erneuerten Zustande Fig. 2.)

Handelt es sich um den Neubau einer gothischen Kirche, welche durch höheren monumentalen Charakter den Ansprüchen mindestens der Gegenwart nachzukommen im Stande ist, so hat die Lösung dieser Aufgabe allerdings schon Etwas auf sich.

Die gothische Kunst, eine mehrhundertjährige Entwickelung theils

gültiger theils minder gültiger größerer und mittlerer, kleiner und kleinster Gestaltungen, will für solche höhere Zwecke nach Ursprung, Entwickelung und Verlauf, nach Bedeutung und Verbindung gekannt und beherrscht sein, soll anders nicht eine Fehlgeburt entstehen. Bloße äußere malerische Auffassung der Gothik würde dabei jeglichen innern Zusammenhanges, und aller inneren Begründung entbehren, bloße äußere Handwerkstüchtigkeit aber, welche nicht zugleich jenes wissenschaftliche Gebiet theilt, nicht minder zum Nachtheile des Werks, in ein ihr zu hohes Gebiet sich versteigen.

Anders kommt dieses Verhältniß zu stehen, wo die Aufgabe sich nicht über Kirchbauten gewöhnlicher Art erhebt. Hier reicht die Handwerkstüchtigkeit vollends aus, will man anders von einem inneren Erschluß der Kunst zu neuem künstlerischen Leben absehen, auch ist dieselbe nicht so schwer zu erlangen als gern angenommen wird. Sind uns doch für solche bescheidene Aufgaben überall vollgültige alte Vorbilder in Unzahl erhalten, so daß es nur ernstlich darauf ankömmt, ohne eigensüchtige Neuerung ihnen folgen zu wollen. Auch das für diesen Fall vorausgesetzte Handwerk zu erreichen, hängt nur von ernstem Willen und der damit verbundenen Mühe ab. Ueberall, wo diese nicht nicht fehlen, sehen wir daher nicht nur zur Jetztzeit vortreffliche Restaurationen vor sich gehen, sondern im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts wurden bereits die ausgedehntesten Arbeiten dieser Art, ohne Vorschule und in befriedigendster Weise begonnen und zu Ende geführt. So die umfangreiche Restauration des herrlichen Domes zu Magdeburg, wo mitunter die umfassendsten Theile erneuert werden mußten; wie nicht minder die des Schlosses zu Marienburg, wo es selbst die Erneuerung künstlicherer und schwierigerer Gewölbe galt, als bei gewöhnlichen Kirchbauten vorzukommen pflegen.

Auch schlage man die vielen, vor einem Viertel Jahrhundert im mittelalterlichen Style am Rheine durch Lassaulx bewirkten neuen Kirchbauten nicht zu geringfügig an. Dieselben befolgen zwar nicht dasjenige strenge gothische System, welches fast copirend an alte Muster sich anlehnt, sind aber für die freiere Behandlung des Systems, namentlich mit Rücksicht auf Baumaterial und Gewölbeconstruction, als Erfolge eines denkenden Künstlers, höchster Beachtung werth.

Fällt somit die Errichtung neuer gothischer Kirchen von gewöhnlicher Art nicht sonderlich ins Gewicht, und ist solche mit den Ansprüchen für höhere monumentale Werke nicht im geringsten zu vergleichen; so werden diese letzteren Ansprüche doch um so mehr gerade nach

einer Seite hin erfordert, welche bisher die wenigste Beachtung auf sich gezogen hat. Neubauten werden meist aus vollen und bereiten Mitteln durchgeführt, deshalb fehlt es für sie an Kunstjüngern nicht, weil eben jene Mittel auch entsprechenden Verdienst gewähren. Anders verhält es sich hingegen den zahllos vorhandenen Gotteshäusern gegenüber, welche durch die Unbill der Zeit in den beklagenswerthesten Verhältnissen sich befinden, im Styl zerrissen, oder zerstört durch Wegbruch oder unpassende Neuerung, oder in gänzlicher Styllosigkeit. Gewöhnlich gibt man vor, daß einen Neubau ausgenommen hier nichts zu machen sei, und beläßt dieselben stiefväterlich ihrem Elende, allenfalls unter erneuerter Tünche und neuer Vergoldung alten meist elenden Plunders.

Und hier gerade ist der Gegenstand, wo die ächt christliche Kunst sich am meisten zu bewähren hätte. Mit großen Mitteln und unter freien Verhältnissen ist allerdings leichter etwas Leidliches zu erreichen, als mit höchst abgemessenen Mitteln unter eingeschnürten Formen, und doch sind bei keiner Kirche leicht so unglückliche Zustände denkbar, daß ihnen nicht nach und nach abgeholfen werden könnte. Freilich gehören ächt christliche Erforderniße dazu, wo aber diese mangeln, höre man auch auf, von christlicher Kunsthandthierung überhaupt zu sprechen.

Vor allem nöthig sind opferwillige Künstlergaben, welchen die arme Kirche nicht minder am Herzen liegt als die reiche, deren Bedienung reicher Lohn gewährt. Sodann weiter von Seite des Künstlers ein mehr als gewöhnliches, handwerkstüchtiges Maaß, von gründlicherem Geschmack und Kenntnissen, ohne welche sich mehr verderben als verbessern läßt, eine Behauptung, welche schon die meisten neuerbauten und restaurirten Kirchen mit ihrer inneren glatt machenden Leerheit und Nüchternheit bezeugen.

Zuletzt gehört dazu, daß die Kirchenverwaltungen ernstlich und hingebend mehr dem competenten Rath als eigenwilligem wandelbaren Geschmack folgen; daß dieselben, bevor aufs Neue Verwendungen für das Gotteshaus stattfinden, eine gründliche Prüfung des gesammten Bestandes, und Herausstellung des Nothwendigen und Wünschenswerthen sich angelegen sein lassen; und zu dessen Erreichung für Erwägung und Feststellung eines, sei es auch, wenn die beschränkten Mittel dazu nöthigen, für eine Reihe von Jahren berechneten Operationsplanes sorgen.

Die verschiedenen Arten, wie Kirchen unter mißgestalteten Formverhältnissen sich befinden, entweder durch gemischten Styl und dessen

spätere Vernachläßigung, oder durch barbarische Erneuerungen während späterer Jahrhunderte, aber endlich durch gänzliche Styllosigkeit, können ihrer zahllosen Verschiedenheit halber, welche bei jeder Kirche eine andere Sachwaltung erheischt, unmöglich hier aufgeführt werden. Wohl aber lassen sich einige, wenn auch nur sehr allgemeine Regeln feststellen.

Vor Allem gilt die Annahme, daß die Gothik allein den vollgültigen kirchlichen Baustyl beschließt.*) Wo der romanische Styl nichts als Säulchen und Bögen zu bieten vermag, ohne Anleitung diese Motive auf etwas Mehreres als das Bauwerk der Kirche selbst, am wenigsten auf reichere Altäre, Kanzeln u. dgl. zu verwenden, ist der gothische Styl, vermöge seiner unerschöpflichen Formenfülle, geeignet die einfachsten Ansprüche in zahllos verschiedenartiger Weise zu befriedigen. Wenn weiter der romanische Styl irgend durch entsprechende Formen sich kundgeben, vom halbkreisbogigen alt- und neurömischen Styl also sich charakteristisch unterscheiden soll, so ist er kostbarer als eine reiche Gothik, während die einfachere Gothik, wird sie mit Kenntniß und Geschmack gehandhabt, nicht nur ein gefälligeres Werk als der reiche romanische Styl, sondern auch ein billigeres als die einfachste romanische Weise ermöglichen läßt.

Daß die romanische Architektur für gemäßigte Ansprüche selbst nicht ausreicht, geht übrigens daraus sattsam hervor, daß die moderne dem Romanischen huldigende Baukunst nirgends auszukommen vermag, ohne nach gothischen Motiven, sei es auch nur behufs der Dekoration oder behufs höchst entstellter Verwendungsart, hinüber zu langen.

Was die Gothik selbst betrifft, ist nicht genug zu warnen, vor dilettantischer, höchst irrthümlicher, und doch heute so allgemein, selbst unter Quasikünstlern verbreiteter Auffassung. Von dieser Seite wird dieselbe nur nach Spitzgiebeln, Spitzbögen und Spitzthürmchen, allenfalls noch durch Maaßwerk aufgewogen. Unbeachtet bleibt dabei, daß diese Kunst zwei Seiten hat, eine innere und eine äußere, aber nur ein Gesetz, welches allein ein inneres, welches eine weitläufige Wissenschaft beschließt und der oberflächlichen, alleinigen äußeren Betrachtung verborgen bleibt. Unbeachtet bleibt dabei, daß die Gothik jene am meisten in die Augen springenden Aussonderungen von Spitzbö-

*) Daß der romanische Styl nichts anderes ist, als eine anstrebende, werdende Gothik, von einem altchristlichen Basilikenstyl aber am wenigsten die Rede sein kann, ist nachgewiesen in der Schrift: Dogmatisch-Liturgisch-Symbolische Auffassung der Kirchenbaukunst des Rundbogenstyls. v. Gg. G. Kallenbach. Verlag bei Pfeffer in Halle; für Vereinsmitglieder in der Red. d. Bl. zum Pr. von 48 Kr.

gen, Thürmchen und Maaßwerk für bestimmte Bedingnisse als die passendsten Glieder entwickelt hat, wo aber diese Bedingnisse mangeln, ihrer entbehren kann, ohne etwas von ihrem eigenen Charakter einzubüßen.

Wer also die Gothik gründlich kennt, als die freieste, nach gewissen kirchlichen Analogien geregelte, und der Natur des jedesmal zu verwendenden Materials angepaßte Kunstregel, wird kein Bedenken tragen, selbige auch unter Umständen auf kirchliche Werke anzuwenden, während diese Anwendung dem Unkundigen parador erscheinen will. Meist ist die Gothik gerade da noch der befriedigendste Führer, wo alle übrige Aushülfe rathlos läßt, vorausgesetzt aber, daß sie gründlich verstanden, und in jedem Fall ebenso gründlich angewendet werde. Gehen wir jetzt zu einigen allgemeinen Andeutungen über.

Kirchen, welche dem reichen oder reichsten Roccocostyl angehören, muß man sich hüten, in diesem zu beeinträchtigen. Nichts verträgt sich schwerer neben einander als Gothik und Roccoco. Selbst die von vorne herein, in sehr kunstvoller Weise, in dieser Mischung aufgeführten Jesuiten-Kirchen zu Köln, Münster und Coblenz zeigen zu sehr den durchaus nicht zu vermittelnden Gegensatz beider Extreme, obgleich gerade diese Vermittlung von vornherein beabsichtigt wurde. Man würde also durch spätere Zufügung der Gothik zum Roccoco nur die Harmnie des letztern stören, welche doch immer besser ist als ein geflicktes Werk.

Ebenso halte man bei geringeren Zufügungen zu bedeutsameren romanischen Kirchen gleichfalls den hergebrachten Styl fest, um die Einheit des Ganzen nicht zu stören.

Begreift der Umbau oder Neubau aber die Haupttheile in sich, so baue man solche gothisch, und zwar unter Umständen, besonders wo es darauf ankommt, die romanischen Theile in alter Gestalt zu erhalten, in einer Gothik, welche den Gesammteindruck nicht beeinträchtigt.*) Rundbogig geschlossene Fenster und Maaßwerke, starke Rundglieder mit Capitälchen und Sockel in den nöthigen Profilirungen u. dergl. mehr, sind durchaus geeignet, eine äußere Uebereinstimmung zu

*) Es kommt dieses im Mittelalter selbst häufig vor. So sind z. B. die Arcadenpfeiler der Schiffe des Magdeburger Domes sämmtlich spät romanisch bis auf den südwestlichsten. Allgemein betrachtet gleicht dieser durchaus den übrigen, näher untersucht findet man aber, daß alle dekorirten Bewegungen, Sockel, Profile, Eckblättchen, die sonst nicht mehr zu dieser Zeit vorkamen, dem frühgothischen Styl gegen Ende des 13. Jahrhunderts angehören.

gewähren, ohne dem innern gothischen Gesetz Zwang anzuthun, und dessen freierer Handhabung sich zu begeben.

Auf den Styl des Altarwerkes und anderer kirchlicher Ausstattung unter verwandten Verhältnissen kommen wir ein anderes Mal zurück.

Die schwierigste Aufgabe wird jedesmal stattfinden, wo styllose Zubauten, oder sonstige Entstellung zu alten gothischen Ueberbleibseln sich gesellt haben, ohne daß je Mittel abzusehen sind, einen entsprechenden Umbau zu ermöglichen. Dieses Schicksal trifft leider eine Menge Stadt- und Landkirchen. Aber auch hier ist mindestens noch Rath, leidlichere Verhältnisse herbeizuführen, wenn ein geregeltes, planmäßiges, mit Kenntnissen ausgestattetes Vorgehen mit den allmählig flüssigen Mitteln zu bester Verwendung sich verbinden will, während der Dilettantismus in solchen Fällen, selbst bei recht erklecklichen Mitteln, solche Zustände nur noch mehr zu verschlimmern vermag.

Ist zuletzt ein Werk gänzlich styllos, sonst aber von solider Beschaffenheit und meist regelmäßiger Form, so läßt sich die Gothik mit sehr entsprechenden Erfolgen auf dasselbe anwenden, vornehmlich wenn die Mittel nicht gar zu sehr beschnitten sind. Daß dabei gerade von Strebepfeilern, wo die bereits vorhandene und beizubehaltende Bedeckung solcher nicht bedarf, oder von einzelnen anderen durch die Umstände nicht besonders gebotenen gothischen Gliedern nicht die Rede sein darf, versteht sich wohl von selbst. Man begnüge sich vielmehr nach dem vorliegenden Bedürfniß die Neugestaltung vorzunehmen, und gerade für diese Bewegungen gothische Regeln zur Anwendung zu bringen. Ein Beispiel höchst einfacher und billiger Art, wird ein solches Verfahren anschaulicher machen.

Es handelte sich im verflossenen Sommer hier zu Bamberg um die Erneuerung der ehemaligen Capuzinerkirche, ein zwar ziemlich regelmäßiges, dabei aber höchst nachläßig und gänzlich styllos aufgeführtes, im Innern in förmliches Halbdunkel gehülltes Gebäude. Dabei sprach die niedrige der Straße zugekehrte Façade mehr für einen Kloster-Speicher als für eine Kirche. Jener Orden hatte solche Kirchengestalt mit sich gebracht, der künftigen Bestimmung des Gebäudes zum Gottesdienst für die Schüler der Gewerbschule konnte sie nicht entsprechen; und dies um so weniger, als die Schutzheiligen, Kaiser und Kaiserin Heinrich und Kunegunde, zugleich Patrone der Kirche sind, eine gewisse Achtung vor diesem Verhältniß, denn auch wohl mit Grund sein durfte, etwas Besseres anzustreben. Eine möglichst gün-

stige Verbesserung des Ganzen wurde denn auch allseitig gewünscht, obgleich nicht viel mehr als gar keine Mittel zur Verfügung standen, der günstige Erfolg des Unternehmens vielmehr erst Opferspenden wach rufen sollte.

Das Gebäude besteht aus einem Schiff, etwas schmälerem Chor und einem Kreuzflügel, welcher als Capelle gedient hatte. Die Mauern sind bis 4 Fuß dick; die Gewölbe nicht ganz regelmäßige Kreuzgewölbe, im Schiffe drei quergelegte Rechtecke bildend. Die kleinen Fenster waren vierseitig, und in die Straßenfacade war ein breites Thorweg durchbrochen, zur Durchbringung eines in der Kirche vor mehreren Jahren erbauten Dampfbootes. Das Mauerwerk an sich fest hatte nur über den verrotteten hölzernen Fensterfassungen theilweis bis zur Nachsenkung gelitten, und über dem Straßenthore durch Durchbruch desselben.

Nach einem ersten Plane zur Einrichtung der Kirche sollte der Hauptaufwand auf einen neuen Fußboden sich beschränken. Dabei nahm man ein Ausflicken der eingeschlagenen Fenster in Aussicht und ein kleineres Klappthürchen im großen Straßenthorwege behufs des Einganges zur Kirche.

Von selbst verständlich konnte der hierorts aufgekeimte Kunstsinn für würdevolle Herstellung der Gotteshäuser mit solcher Einrichtung sich nicht einverstanden finden. Dazu ergab sich noch bei näherer Untersuchung der Fenster, daß daran durchgängige Erneuerung, sowie auch größtentheils die des Mauerwerks über den Fenstern nothwendig war. Ferner stellte sich heraus, daß nach mehreren Jahren die Feststellung des Façadentheiles über dem Thore einen namhaften Umbau erfordern würde. Beide nothwendigen Arbeiten über dem Eingange und den Fenstern hätten später den einmal begonnenen Gottesdienst gestört, auch leicht den neuen steinernen Fußboden beschädigt; daher wurde beschlossen, sofort gründlich zu verfahren, ein schickliches Portal für das bisherige Thorweg und größere neue Fenster mit steinerner Fassung einzufügen, um für das Innere das erforderliche Licht zu gewinnen. Als weiterer Wunsch sprach sich aus, mit diesen Erneuerungen eine Form zu verbinden, welche der durchaus gehaltlosen Architektur einen kirchlichen Charakter, dem wahrhaft abschreckenden Innern aber eine freundlichere Stimmung zuführen möchte.

Dabei durfte der Mehraufwand der einmal nothgedrungenen Ausgaben, welche die Befestigung der Kirchenmauern an sich erforderte, um ein Drittheil nicht übersteigen, für dessen Deckung Wohlthäter sich

in Aussicht stellten. Auf mehr als diesen bescheidenen Opferzuschuß war um so weniger zu rechnen, als schon die gesammte innere Ausstattung von Opfergaben abhängig ist.

Zunächst handelte es sich nun für das ganze Gebäude in seinem styllosen Zustande, um die Wahl des demselben zuzuführenden Styles. Styllosigkeit ist der Ausdruck des Nichts, und wissenschaftslose Stylvermischung steht auf gleichem Fuße mit Begriffverwirrung. Die Kirche dagegen kann nur Wohlgekanntes, Begründetes, Festes sanctioniren. Nur der gothische Styl war daher geeignet, alle Ansprüche zugleich in naturgemäßer und zugleich billigster Weise zu befriedigen. Allen Einsichtsvolleren war dieses Verhältniß auch sogleich klar, und ohne Weiterung wurde die Befriedigung der Bedürfnisse in diesem Style beschlossen.

Die Gothik in gewachsenem oder Haustein befolgt ein gewisses Crystallisationsgesetz, theils mit harten, rechtwinklichten Gliedern und Flächen, theils mit weichen, gerundeten mehr innerlichen Motiven. Beide stehen in wechselseitig schönstem Bezuge zu einander, die harten vorzugsweise äußerlich, oberhalb, am Sockel u. dgl., gleichsam zum Schutz; die weichen innerhalb, unterhalb und überhaupt in geschützter Lage. Geometrische Formengesetze regeln das Ganze wie das Einzelne in wagerechter, senkrechter und schrägansteigender Zeichnung. Jegliche Ausschälung oder Durchschnitte in die ebene harte Schale oder Fläche treffen gleichsam die innere weiche Masse, worauf diese angewiesen ist, nach dem allgemeinen Gesetz sich weiter zu bewegen und zu krystallisiren. Bei der Ausschälung, also Eintiefung der egalen Fläche entsteht darauf blindes Maaßwerk, beim Durchbruch durchbrochenes, oder Gehalt und Gestalt des mit Maaßwerk ausgestatteten Fensters. Die Gothik nimmt also aus den natürlichen Kräften jene formenordnende, welche in den natürlichen Crystallen sich zeigt, und verbraucht solche in folgerichtiger Weiterentwickelung je nach ihrem Bedürfniß, so weit es den Haustein betrifft, während Backstein-, Holz- und Metall-Formation wieder in so weit auf andern Gesetzen beruhen, als die Material-Natur solche erfordert. Ein auf wahrhafterer Wissenschaftlichkeit beruhendes Architektursystem ist zur Zeit wohl nicht denkbar, ein vernunftgemäßeres noch nicht erfunden. Der Quasiromanik, allenfalls mit unentschiedenen gothischen Brocken gemischt, hat man nur bis zur Zeit gehuldigt, weil dieselbe jeder festen Regeln entbehrt und malerische Auffassung für sie allein genügt, mit ihr also leichten Kaufs fertig zu werden war, während die Gothik, will man nicht auf Copie

oder strengen Anschluß an vorhandene Formen sich beschränken, die allerdings nur für fabrikmäßigen Betrieb ausreichen würden, ein ziemlich umfangreiches Gebiet des Wissens und Könnens erfordert, sollen anders nicht gothische Carrikaturen entstehen, die freilich häßlicher sind, als jedes einfache aber doch handwerkstüchtige Machwerk.

Sicher werden diese, wenn selbst nur wenigen Andeutungen über Natur und Wesen der Gothik ausreichen, zur Bewährung unserer Behauptung, daß der gothische Styl, sei es in einfacher oder reicherer Formation, berufen und befähigt ist Aushilfe zu gewähren, wo ohne ihn aushülfslose Rathlosigkeit sich selbst überlassen bleiben müßte.

In unserer Kirche wurden nun, nach erfolgter Feststellung des Styls, zunächst die Wände mittelst Ausfüllung der verschiedenartigsten Blenden, Nischen, ausgehöhlter Ecken und kleiner unbrauchbarer Fenster, in regelrechtes ebenes Verhältniß versetzt. Darauf erfolgte der Durchbruch von neun größeren Fenstern in regelmäßiger Lage zu den Mauern, Gewölben, und zu einander. Die Fenster wurden theils wegen der gedrückten Maaßverhältnisse des Ganzen, theils wegen der rundbogigen Gewölbe, nicht spitzbogig, sondern rundbogig geschlossen, so daß der Fensterschluß und die durch das Gewölbe gerundete begränzte Stirnmauer der Wand eine Parallele bilden. Die Bögen des Maaßwerks zwischen den Fensterwänden und Fensterstöcken verfolgen dabei Uebereinstimmung halber gleichfalls den Rundbogen, wie nicht minder die Maaßwerkpässe, welche sich in Kreisen bewegen. Durch diese Maaßregeln allein schon hat die eigenthümliche Natur der Gothik sich auch hier bewährt; die Kirche erscheint nicht nur hell, sondern auch geräumiger, höher, länger, größer, kurz man erkennt den alten Raum im jetzigen kaum wieder. Noch mehr gehoben wurde das ganze Innere durch die neue Verglasung in einem guten und hübsch geordneten Bleimuster. Was noch zu wünschen übrig bleibt, setzt sein Vertrauen auf die innere weitere Ausstattung.

Größere Schwierigkeit bot die Façade bei geringen Mitteln und höchst widerlichen gedrückten Verhältnissen. Das Gotteshaus nebst dem Kloster, welche bis dahin eine der wüstesten Architekturen der Stadt gebildet hatte, deren Wegbrechung in der sonst schön angebauten Capuzinerstraße vielleicht mancher für eine Wohlthat gehalten hätte, sollte nämlich hinfort nicht nur nach Möglichkeit auch äußere würdevollere Haltung behaupten, sondern seine Straße auch eher zieren als verunstalten. Vornehmlich kam mit dabei in Betracht der Anblick die Straße hinaufwärts und hinabwärts, umsomehr als die Kirche

vor dem Kloster vor- und in die Straße hineinspringt. Dieser Umstand schon und ein zu gewinnendes gutes Verhältniß für die Vorderansicht, machten eine Ueberhöhung der Façade über die Dachgränzen unerläßlich, sowie die projektirte Bekrönung. Weiter ließen die bestehenden Verhältnisse an dieser Stelle nichts wagen als ein einfaches Radfenster und ein gleichfalls einfaches Portal. Außerdem mußten die abgewogensten Größen- und Stellungsverhältnisse allein den guten Eindruck des Ganzen sich zu sichern suchen. Nur ein Radfenster konnte hier die passendste Stelle finden, gegenüber der mehr breiten als hohen Form der Kirche. Aus gleichem Grunde wurden auch ein spitzbogiges, selbst ein rundbogig geschlossenes Portal vermieden, und lieber Formen angewendet, deren durch den Druck gebogene und gebrochene Crystallisation dem Ganzen entsprechen, und dabei doch eine größere Mannigfaltigkeit sichern.

Zur rechten und linken Seite des Portals sind die Wandflächen geeignet, über Sockel oder Bildersäulen und unter Baldachinen einst die Schutzheiligen der Kirche St. Heinrich und St. Kunegunde aufzunehmen, sobald für solche sich Stifter finden möchten. Zur Belebung der Giebelschrägen wäre endlich noch ein Pflanzenwerk, Knospen an gekrümmten Stengeln, wünschenswerth, hier stößt man aber wieder auf das Hinderniß von Mehrausgaben. Uebrigens sind diese letzteren, soweit solche die bisherige gothische Umformung angehen, so fabelhaft billig, daß sie bis zur Zeit noch nicht ein halbes tausend Gulden erreichen. Die Arbeiter sind bescheiden in ihren Ansprüchen und fleißig; auch haben die Leiter des Bauwerkes an aufopfernder Mühe es nicht fehlen lassen, welchem nach sich wohl erwarten läßt, daß auch Opferspender sich einfinden werden, um die Durchführung des Werkes bis zur Vollendung möglich zu machen. Erfreulich wäre es, wenn solches aus freien Entschließungen und Gaben, sei es von Gesellschaften oder Einzelnen möglich würde, ohne öffentliche Sammlung. Es gilt ja hier ein frommes Werk und zugleich ein viele hundert Jahre andauerndes Zeugniß von demselben.

Ueber das Verhältniß des Bildwerkes zur Kirche, als deren Ausstattung.

Den Juden war es verboten, Bildwerk anzufertigen und zu verehren, d. h. solches, welches nicht zugleich geboten war, wie Cherubim, Seraphin, die eherne Schlange.

Die ihnen gegebenen Gesetze waren faßlich und strenge abge-

rundet, die Prophezeiungen hingegen zu geistig und zu wenig allgemein verständlich; beide, Gesetz und Prophezeiung, daher nicht geeignet, Ausdruck oder Vortheile in weiterer figürlicher Darstellung zu finden, und für solche eine Kunst zu begründen.

Anders verhält es sich im Christenthume, wo die Freiheit jene Strenge, die klare faßliche Erfüllung die dunkle Prophezeiung ersetzt.

Dennoch sah die Kirche zu allen Zeiten ein, wie in diesem Bezuge auch ihr die sorgfältigste Obhut Noth that. Als Norm wurde stets beobachtet, daß dem Bildwerk ein bestimmter kirchlicher Begriff und ein entschiedener kirchlicher Vortheil zu Gunsten der Gläubigen zum Grunde liegen müsse. Mißgriffe, sobald solche als schädlich, und dadurch ihrer Natur nach erkannt wurden, erhielten Berichtigung, oder wurden bis zur Austilgung bekämpft. Mit Aenderung der äußeren Verhältnisse der Kirche traten natürlich auch andere Bedürfnisse ein, und so kam es auch wohl, daß zu einer Zeit Darstellungen als willkommen, ja nothwendig und nützlich betrachtet werden durften, die in einer anderen Zeitperiode als unmöglich geradezu einem Verbot unterlagen.

Gehen wir jetzt zu den Darstellungsweisen selbst über, so lassen sich solche nach Zeit, Art, Styl und Entwickelung in drei verschiedene Epochen theilen, wobei zu bemerken ist, daß eine die andere allmählig vorbereitet und zu ihr hinüber geleitet hat.

Bildwerk der frühchristlichen Zeit.

Dieses bewegt sich mit einer strengen Keuschheit unter sorgfältigster Hut der Leiter der Kirche, und lehnt sich folgerichtig noch an die vorchristlichen Verhältnisse an.

Die religiöse Kunst hat nemlich die dreifache Aufgabe: an kirchliche Ereignisse und Wahrheiten zu erinnern, durch historische Darstellungen zu belehren und durch erhabene Auffassung des Gegenstandes unmittelbar zu erheben und zu erbauen.

Für christliche Erbauung war die damalige Kunst nicht geeignet, denn die Malerei kannte weder Schattirung noch Perspective, vermochte daher nicht zu solcher Höhe sich zu erheben, und die Plastik noch minder, schon um deßhab nicht, weil ihr damaliges Wesen in heidnischer Vereinzelung des dargestellten Gegenstandes wurzelte. Für die nöthige Belehrung waren die damaligen Christen der Kunst nicht bedürftig, ihnen genügte das Wort um so mehr, als die Gemeinden in auserwählten, vollkommen unterrichteten Gliedern bestanden. Es erübrigte daher nur die symbolische Kunst als Erinnerungszeichen, um den Sinn

durch Wahrnehmung auf religiöse Gegenstände zu leiten. Ferner lagen auch äußere Gründe für diese Beschränkung und dafür vor jede andere Art von Darstellung auszuschließen. Die Heiden nemlich verehrten und beteten Bilder an, weßhalb das Christenthum des strengen Gegensatzes bedurfte, um so mehr, als selbst eine bildliche Darstellung des Heilandes leicht verfänglich werden konnte. Stellte doch Alexander Severus Christi Bildniß mit dem des Wunderthäter Appollonius zusammen, während mehrere Heiden Christns und die himmlische Venus zugleich anbeteten und die gnostische Secte der Karpokratianer Plato und Aristoteles Christum gleich erachteten.

Weiter waren die Lehren des Christenthums vor den Heiden geheim gehalten und hätten durch bildliche Darstellung leicht verrathen werden können. Symbole waren deßhalb auch dieser äußern Verhältnisse halber allein geeignet, die religiösen Geheimnisse den Uneingeweihten zu verschliessen und bildeten deßhalb um so mehr die Anfänge der christlichen Kunst, als die heiligen Schriften selbst, einer reichhaltigen Symbolik sich bedienen.

In den ersten Jahrhundertenn gingen indessen symbolische Bilder nicht weit über vereinzelte Gegenstände und Zeichen. Das Schiff galt als ein Bild der Kirche, die Taube für den heiligen Geist, das Lamm auch der Weinstock für Christus. Beliebt war die Darstellung eines Hirten mit dem Schaaf auf der Schulter für Christus, welche zu Tertullians Zeiten bereits auf Abendmahlskelchen vorkam. Für den Kreuzestod Christi genügte ein einfaches, oft reich mit edlen Steinen geschmücktes Kreuz ohne menschlichen Körper. Die Apostel drückte man durch Fische aus, den christlichen Sieg der Martyrer durch die Palme. Erst um Constantins Zeit wird diese Symbolik reichgestalteter und alttestamentliche Vorbilder vertreten christliche Begebenheiten. So Abrahams Opferung des Isaak den Tod Christi; Jonas Errettung aus dem Wallfische die Auferstehung des Heilandes; Moses Quelle, das Manna der Wüste, auch die wunderbare Brodvermehrung das heilige Abendmal. In Ermangelung biblischer Vorbilder erfand man Symbole, wie für die ewige Verdammniß einen Fischrachen, welcher Menschen verschlingt.

Entwickelung des Bildwerkes in der Zeit zwischen Constantin dem Großen und dem Mittelalter.

Nachdem das Christenthum unter Constantin zur Herrschaft gelangt war und die äußeren Verhältnisse desselben sich mannigfach änderten, konnten diese nicht ohne Rückwirkung auf die kirchliche Kunst verbleiben. Die Geheimhaltung der christlichen Lehren war nicht mehr

nothwendig, auch kaum mehr möglich, Vermischung mit den heidnischen Ideen nicht mehr in dem Grade zu fürchten als früher, dabei kamen jetzt Massenbekehrungen ganzer Völker vor, die der Belehrung bedurften; die Bischöfe ermunterten daher zur Ausstattung der Kirchen mit belehrenden Bildern.

Die bisherigen Symbole waren dabei der Gefahr ausgesetzt, mißverstanden zu werden, weshalb die Malerei, zum Theil auch die Plastik, namentlich im Relief auf Sarkophagen, den neutestamentlichen Erzählungen, nach und nach auch dessen tieferen Lehren sich zuwendeten. Beliebt wurden nun die Darstellungen der verschiedenen Wunderheilungen und der gleichnißweisen Erzählungen.

Christus kam häufiger vor in Begleitung der Apostel und Heiligen, bald auch die heilige Jungfrau. So segnen auf den musivischen Bildern der Kirche St. Appollinare nuovo in Ravenna der Heiland männliche, die heilige Jungfrau weibliche Heilige.

Auch wird Christus häufig abgebildet zwischen den apokalyptischen Bildern der Evangelisten: Engel, Adler, Löwe und Rind, oder von Petrus und Paulus und den Aeltesten der Apokalypse umgeben, Auffassungen, welche mehr einem umfassenderen Begriff der ganzen Kirche gelten. Endlich nachdem 680 das Concil zu Konstantinopel verordnet hatte, daß das Bild Christi dem des Lammes vorzuziehen sei, vermehren sich Crucifixbilder, während Darstellungen der weitern Passion noch vermieden werden.

Daneben vermehren sich alttestamentliche Bilder wie auch, namentlich in Miniaturen, heidnische Allegorien nicht verschmäht werden zur Erläuterung christlicher Vorstellungen. So hatte sich ein großer Reichthum bildlicher Darstellungen entwickelt, in welchem das symbolische Element über das bloß historische vorherrschte, und zwar meist in einer Weise, welche mehr das Ganze der Kirche, als einzelne abgerundete Ereigniß beschloß. Ein Gesetz für höhere Gesammtanordnung zu entwickeln, blieb jedoch dem Mittelalter vorbehalten.

Das gothische Bildwerk.

So lange die Kirche besteht, hatte sie ihre Tempel als ihr eigenes Abbild betrachtet.*) Die Zusammenstellung der alten Basilika begnügte sich zwar in dieser Beziehung mit der bloßen Rücksicht auf die kirchlichen Haupt-Bestandtheile; Geistlichkeit, Laiengemeinde, Büßende, und deren Verhältniß zum Altare. Der Keim für die weitere Ausbildung dieser großartigen abbildlichen Aufgabe war aber ein so lebens-

*) Ist erörtert und begründet in der S. 21. allegirten Schrift.

voller, daß die Kirchenbaukunst des Abendlandes, getragen vom kirchlichen Leben und Bewußtsein, zuletzt im gothischen Dome ihr vollkommen zu entsprechen vermochte.

Die unorganische Natur, unförmliche Felsblöcke oder Thon, ist in diesen wunderbaren Werken nicht nur auf etwaigen Organismus eingegangen wie eine gewöhnliche Art anderer Architektur, sondern zu einem Leben erwacht, welches aufwärts schießt zu schwindelnder Höhe, und Ehrfurcht gebietet vor den christlichen Mysterien. Ganz abgesehen von wirlichem Bildwerk spricht sie schon durch architektonische Formen allein für ihre Bedeutung zu den Gläubigen. Mittelst der Höhe und der Thürme beruft die gothische Kirche die Gläubigen zum heiligen Ort, mittelst des eingeschrägten Portals führt sie dieselben in ihr Inneres und leitet durch die perspectivisch lebendige Bewegung der Kirchenschiffe zum Allerheiligsten hin. Sie regt aber auch zugleich die Einzelnen zur würdigen Vorbereitung für den Gottesdienst an. Die schlank aufstrebende Bewegung bis zu den Gewölben hin bestimmt die aufwärts zu richtende Stimmung des christlichen Gemüthes. Die bedeutsame Größe und Majestät des Raumes läßt die Geringfügigkeit und Kleinheit des Menschen erkennen um zur christlichen Demuth zu nöthigen. Die strenge Anordnung aller, selbst der kleinsten Theile nach bestimmten Gesetzen, erinnert an die Ordnung und Reinigung der christlichen Seele, sowie die wechselseitige Harmonie und Dienstbarkeit aller architektonischen Glieder, der größten und kleinsten unter einander zu einem großen Ganzen, an die allseitigen Pflichten des Christen zu seinen Nebenmenschen. Was die Kirche die Christen lehrt, findet also auch Ausdruck in diesen Steinen, und hierin eben liegt das Mysterium dieser Baukunst.*) Der christliche Dom ist somit unendlich mehr als irgend ein für sich umgrenztes Bildwerk, kein Wunder daher, daß Bildwerke nach seiner eigenen Bedeutung und Ordnung sich fügen mußten, am allerwenigsten heidnische Art von Plastik, mit ihrem selbstsüchtigen Abschluß, in ihm Platz finden durfte. Der gothische Dom ist vielmehr eine Welt im Kleinen, aufgefaßt nach christlichen Begriffen, und im Stande zahlloses Bildwerk aus allen Reichen der Natur aufzunehmen, sobald es darauf sich beschränkt halten will, mit der Bedeutung seiner architektonischen Natur, des Ganzen und der Glieder sich zu verbinden, und diese innere Bedeutung mehr äußerlich zu erläutern.

*) Der gothische Bau erweckt daher nicht, wie andere Kunstschriftsteller meinen, ein nur warmes, sonst aber unbestimmtes Gefühl.

Gehen wir jetzt zu den Stellen des Bildwerks selbst über, so ist zunächst zu bemerken, daß wir in der gothischen Architektur zwei Gegensätze, nämlich plastische Theile und Flächen unterscheiden. Vorzugsweise vereinigen sich plastische Bildwerke mit diesem ersteren, während die letzteren zu Malereieu sich eignen, als zu Gegenständen der Flächendarstellung.

Am selbstständigsten, von der Architektur noch unabhängig, beginnt das Bildwerk, welches den Altar erläutert, mit diesem innig verbunden ist, und deßhalb in dieser Verbindung die Architektur selbst beherrscht. Stets beschließt dasselbe den Begriff der gesammten christlichen Kirche, und deßhalb auch nur gleich bedeutsame Momente des Erlösungswerkes. So des Heilandes Kreuzestod; die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde, dem Bilde der Vermählung der göttlichen mit der menschlichen Natur; den Heiland als Weltenrichter.

Erst nach Errichtung dieses Hauptbildes durfte ferneres Bildwerk folgen, hatte aber stets, weil die Architektur an sich schon die Bedeutung des Altares ausspricht, zugleich beides, nemlich die einzelnen Architectur-Theile, mit welchen es sich verband, sowie auch die Bedeutung des Hauptbildes zu erläutern. Vornehmlich kamen hier in Betracht, die Apostel an den Pfeilern, als Hauptträger des Gebäudes, nach diesen erst Patriarchen oder Propheten.

In ähnlicher Weise wie Altar und Inneres, wurde auch das Aeußere ausgestattet, vornehmlich die Portale. Eine umfassende Darstellung in der Mitte fand durch die Umgebung weitere erläuternde Entfaltung, wodurch das Portal die Bedeutung des Innern wie des ganzen Gebäudes außerhalb verkündete. Welche reichhaltige bildliche Darstellungen gothische Kirchen in dieser Art aufzunehmen im Stande sind, Darstellungen, welche nicht nur alle Hauptmomente der evangelischen Geschichte, sondern auch die des alten Testaments, sowie der spätern Kirchengeschichte umfassen, bezeugen viele große Dome mit förmlicher encyklopädischer Ausstattung mittelst Tausender von Statuen. Das gesammte reiche, historische, symbolische und allegorische Material der kirchlichen Vorzeit durfte hierzu Material bieten, zu schicklicher Auswahl.

Daß zuletzt Malereien, wo solche auf den Flächen der Füllmauer, nemlich auf den Arkadenzwickeln, unter den Fenstern nnd auf den Gewölbekappen vorkommen, ganz der nemlichen bedeutsameren Ordnung sich fügten, darf wohl nur angedeutet werden. (Schluß folgt.)

Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg, und nur zu beziehen bei der Red. für 1 fl. jährlich; durch die Anstalten des deutschen Postverbandes für 1 fl. 12 kr.
Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Quartal-Blatt
des
Vereines der Erzdiözese Bamberg
für
christliche Kunst-Archäologie.

№ 3. 1857.

Notizen.

Sowie bereits etwas früher die zierlich gebaute Gottesackerkapelle ihres ganzen inneren geschmacklosen Inhaltes entledigt und in würdevoller Einfachheit mit drei neuen Altären restaurirt worden ist; so bekam die St. Sebastianscapelle gleichfalls im vorigen Sommer eine innere Restauration, jedoch mit Beibehaltung ihrer früheren drei Altäre, und erst vor Kurzem wurde die völlige Umgestaltung ihrer geschmacklosen Vorderseite in schönen gothischen Formen zur allgemeinen Belobung und Freude vollendet. Die Mittel zu all dem flossen aus milden Beiträgen, welche ein schönes Zeugniß von dem kirchlichen Sinne der Bewohner Bambergs sind. — Die im vorigen Jahre begonnene Restauration der Kirche St. Heinrich und Kunigund, welche in diesem Blatte bereits ihre Besprechung gefunden hat, gerieth aus mehreren Ursachen in's Stocken, scheint aber in Folge neuer, ganz unerwarteter Plane bald wieder aufgenommen werden zu können, um der Kirche wieder den Charakter einer Klosterkirche für die ehrwürdigen Söhne des hl. Franziskus zu verschaffen. — Der rühmlich bekannte Maler Hr. Kaim aus Kronach weilt wieder dahier, hat an der Vorderseite des Rettungshauses zur Flucht nach Aegypten den göttlichen die Kleinen segnenden Kinderfreund im enkaustischen Bilde gemalt, ein Gemälde, welches der Façade zum Schmuck gereicht, und großen Beifalls sich erfreut. Gegenwärtig mit dem vierten Stations-Gemälde am ehemaligen Capuzinerkloster beschäftigt, wünschen wir, es möchten kirchliche Gutthäter den Zeitpunkt benützen, um die Vollenduug der Restauration der übrigen Passionsbilder möglich zu machen! — Die Kirche der englischen Fräulein hat aus eigenen Stiftsmitteln eine bedeutende innere Verschönerung durch Anstrich der Wände, theilweise neue Vergoldungen, Firnißanstrich aller Altäre und Betstühle und Einsetzung neuer, schöner Fenster, deren Höhe 27 Schuhe beträgt, erhalten. Aus der vormaligen Franziskanerkirche hat das Institut eine werthvolle Madonna im altdeutschen Style sich erworben, welche nach angemessener Restauration im erweiterten Refektorium aufgestellt werden wird. Bereits prangt eine solche im Hausplatze dieses Instituts, welche eine sehr gelungene Dekoration erhielt und seitdem durch die Devotion der gottgeweihten Jungfrauen in den Sommermonaten in einem wahren Blumengarten weilt. In Nürnberg ist die durchgängige, kostspielige Ausstattung der St. Klarakirche wohl gelungen. Bereits werden die Gottesdienste daselbst bei gedrängt voller Kirche gefeiert; und Ehre den Katholiken Nürnbergs, welche bisher die schönsten Opfer von hl. Geräthen und Paramenten im Werthe von 1500 fl. auf den Altar niedergelegt haben! In Kronach ist eine durchgängige

3

gründliche Restauration der dortigen großen und schönen gothischen Pfarrkirche in Aussicht genommen. Diese Erscheinungen flößen dem Vereine, der inzwischen sich vermehrt hat, Vertrauen ein, daß es ihm gelingen werde, zur Hebung der christlichen Kunst im Bamberger Hochstifte auch das Seinige beizutragen, damit immermehr bezüglich der katholischen Kirche das Wort der Schrift seine Bewahrheitung finde: Ecce tabernaculum Dei cum hominibus!

Neu hinzugekommene Vereinsmitglieder sind

die Herren:

Eichfelder, Mag.-Rath.
Müller, Caplan in Gößweinstein.
Schlosser, Kleinhändler.
Vassold, Pfarrer in Geißelwind.

Ueber das Verhältniß des Bildwerkes zur Kirche, als deren Ausstattung. (Schluß.)

Die Aufgabe der Gegenwart.

Betrachten wir nun den gegenwärtigen Zustand der meisten Kirchen so ist jene alte Ordnung nicht nur beirrt, sondern in vielen Kirchen eine förmliche Verwirrung eingerissen, während die meisten noch fragmentarisch vorhandenen schönen mittelalterlichen Bildwerke theils auf Kirchböden oder an ähnlichen Orten umherliegen und vielfältig in die Hände der Antiquare verschleudert werden.*) Dagegen sind die Kirchen nicht etwa zu Museen von mindestens guten Kunstwerken, sondern vielmehr zu Ablagerungsplätzen des schlechtesten und ungeräumtesten Machwerks herabgewürdigt, wie solches Laune, Unwissenheit und Ungeschmack irgend eines eiteln Donators mit sich bringen mochte. Wie oft ist der Hochaltar durch unpassende Bilder, eines isolirten Heiligen, eines Engels u. dergl. als Hauptbild, in seiner Bedeutung herabgestimmt. Tafelbilder jeglichen abgetrennten Inhaltes, welche in dieser Art im Mittelalter niemals vorkamen, fanden an den Wänden Platz, wo die Mauern nur irgend Raum bieten mochten. Gar widerlich ist die beliebte Aufstellung angekleideter Figuren, welche häufig noch mit Wachsgesichtern verbunden wird. Wie weit ist bei Betrachtung dieser theatralischen meist komischen Dinge die Intention der mittelalterlichen Künstler, deren Spuren häufig noch selbst die unbedeutendsten Dorfkirchen aufzuweisen vermögen, der späteren

---

*) Wurde doch unlängst noch hier in Bamberg ein schönes Altarschnitzwerk für etliche 50 fl. verschleudert, welches bald darauf für den zehnfachen Betrag weiter verkauft sein soll.

und heutigen Zeit abhanden gekommen!*) Zu den Hauptaufgaben der Gegenwart gehört es, diesem Unwesen endlich Einhalt zu gebieten.

Heut zu Tage hat das Bildwerk sicher die volle Aufgabe, christliche Erinnerungen zu erwecken, zu belehren und die Gläubigen zu erbauen. Nur Formen, welche vor Anderen der religiöse Künstler, weil es die Aufgabe seiner Lebens-Thätigkeit ist, in frommer Stimmung und Vorstellung hervorzurufen im Stande ist, sollten für die Folge Anschaffung finden, weil nur diese fähig sind erbauliche Gefühle unmittelbar auf den Erbauung suchenden Betrachter zu übertragen, ganz schlechte, oft mehr abstoßende als anziehende Gegenstände, dürften wohl je eher je lieber Entfernung, nicht aber deren neue Aufstellung Begünstigung finden.

Eine gründliche Musterung des Bestandes und ein fester Plan für eine für die Zukunft einzuhaltende Ordnung würde sicher dazu führen, nach und nach in den meisten Gotteshäusern bessere Zustände einzuführen, wenn die einzelnen Kirchenpflegen die Bedeutung des kirchlichen Bildwerks der Vorzeit, wie wir solche oben dargestellt haben, wiederholt in Betrachtung ziehen wollten.**)

Die gothische Monstranz zu Ebermannstadt.

Taf. IV. und V.

Dieselbe ist bis auf die unteren vergoldeten Theile in Silber gearbeitet, und gehört, was die Ausführung betrifft, zu den sorgfältigsten dieser Art. Fuß und Stiel sind aus Metallplatten, die vierseitigen Pfeiler, bei **a** Taf. V in wirklicher Größe gegeben, aus je 4 Silberstreifen zusammengesetzt. Die Maaßwerke zwischen diesen Pfeilern, auf Taf. IV. sichtbar, sind in einem Stück mittelst Formen gegossen, an der Hinterseite platt, und von beiden Seiten der Monstranz, je zwei so gegen einandergesetzt, daß zwischen beiden noch ein leerer Raum erübrigt. Der Halbkreisbogen **b** nebst dem mit ihm verbundenen Strebebogen und den sehr präcis gearbeiteten Pflanzen, sind wiederum in einem Stück gegossen, und zwei für Hinter- und Vorderseite correspondirende Hälften zusammengelöthet. Die kleinen Pflänzchen auf dem äußern Schwebebogen **c** und den Fialen sind mit diesen zugleich nur in roherer Gestalt, gegossen und alsdann mit Feilen sau-

*) Wir sprechen hier von permanenten Ausstattungen, nicht etwa von den periodisch vorkommenden Krippen.

**) Wir gedenken über kirchliches Bildwerk, zunächst über die Darstellung Christi am Kreuz uns nach und nach in besonderen Abhandlungen zu verbreiten.

der nachbearbeitet; die Flügel der Kreuzblumen aber angelöthet. Die Giebel d, hinterwärts platt, bilden wieder nebst Maaßwerk und Pflanzen, jeder einen Guß, während die Flügel der Blume e aus zwei Hälften bestehen. Der saubere Blätterfries ist zuletzt in langen Streifen gegossen, und entsprechend verschiedentlich verwendet. Man sieht hieraus, daß die technische Herstellung solcher Monstranzen gerade nicht übermäßige Schwierigkeiten bietet. Wird dem Silber- oder Metallarbeiter eine gründlich entworfene Zeichnung vorgelegt, und derselbe ist zu modelliren im Stande, so kann bei sonstigen Fähigkeiten für saubere Arbeit, auch eine dieserartige nicht leicht mißlingen. Außerdem hätte nur noch Jemand anders die Modelle für die Formen anzufertigen. In jeder größern Stadt gibt es aber immer noch Metallarbeiter, die dem Modelliren gewachsen sind; welches ja ohnehin schon in allen Gewerbschulen gelehrt wird.*) Fig. 9 stellt den Handknauf vor in etwas anderer Stellung als auf Taf. IV.; Fig. h. den Stiel der Lunula; und i den Handknauf von der Monstranz von Taf. II. in halber Naturgröße. Der Letztere, in zwei Seiten gegossen, und zusammengelöthet, kann seine Form sogleich durch Guß erhalten, bei unedlem Metall kann dieselbe aber auch durch Ausfeilung gewonnen werden.

Vergleichen wir unsere Monstranz mit der auf Taf. II., so finden wir in Form und Ausführung einen bedeutsameren Aufwand. An der Steinwiesner erscheint das Verhältniß der obersten Theile zu gedrückt, der Schlußthurm zu breit und schwer, die nächst unterste und nächst oberste Metallfassung des Glascylinders ist mit diesem übereinstimmend rund gehalten, während die übrigen oberen und unteren Theile sechseckige Form beschließen, auch ist das Manubrium durchaus rund. An der Monstranz von Ebermannstadt verfolgt dagegen der ganze Mittelbau in consequenter Weise vom Fuß bis zur Schlußspitze das Sechseck; das Gesammtverhältniß für alle Theile ist geschmackvoll abgewogen, überall keine Armuth und Lückenhaftigkeit, vielmehr Zierlichkeit, und dennoch Freiheit von jeglicher kleinlichen Ziererei; die Gliederung erscheint kräftig, und der Totaleindruck dadurch wohlthuend, daß reichere und ruhige glatte Motive mit einander abwechseln, wodurch die Möglichkeit entsteht, daß alle Theile leichter übersehen werden können und jedes Gewirr vermieden wird. Auch die

*) Möchte doch jede Bischofsstadt ihre eigenen örtlichen Metallarbeiter sich anziehen, um dem jetztzeitigen verderblichen, centralisirenden Fabrikwesen zu begegnen, welches zuletzt zu einem geistlosen Einerlei führen muß.

bedeutsamere Unter= und Ober=Lage des Glascylinders in Sechseckform ist ein Vorzug, weil die Rundung einmal zu den einfachsten niedrigsten Kunstformen gehört, zum andern runde Gefäße nur für Flüssigkeiten vollkommen gerechtfertigt erscheinen dürfen, indem diese vom Centrum aus nach der Peripherie eine überall gleichmäßige Ausdehnung entfalten und runde Gefäße für Flüssigkeiten auch am leichtesten zu reinigen sind.

Regeln,

welche bei Errichtung von Altarwerken, namentlich in bereits vorhandenen Kirchen zu beobachten sind.

Das Kirchengebäude ist bekanntlich des Altares wegen vorhanden. Der Altar hat dasselbe nicht nur hervorgerufen, sondern nach und nach in der äußern Gestalt entwickelt, seinem Wesen conform gebildet. Diese beherrschende Bewegung wird indessen eine rückwirkende, wo Kirchen schon vorhanden sind, und es um zustimmende passende Altäre sich handelt. Hier hat der Altar Formen anzunehmen für welche die, von vorn herein für ihn bestimmte Architektur einer Kirche bereits spricht. Altar und Kirche müssen nemlich für einander passen, denn ein Altarwerk für eine Stelle gehörig, wird leicht an vielen anderen Orten höchst ungehörig erscheinen. Alles dieses sind sehr bekannte Sätze, leider aber selten befolgte Regeln, denn es handelt sich hier um Erkenntniß des Wesens jener Uebereinstimmung, welches tief im Wesen der Entwickelung der kirchlichen Baukunst beschlossen liegt. Daher jene Leerheit und Ausgeräumtheit in den meisten neuen und restaurirten Kirchen, jene innere Zwiespaltigkeit zwischen Architektur und Meublement.

Meist werden nämlich das Größenverhältniß, der Styl und die dekorative Ausstattung der Altäre, den Formen der Kirchengebäude gegenüber verfehlt. So kennen wir z. B. neue gothische Altäre, welche mit einem Aufwande von sechs bis achttausend Thaler in alten gothischen Kirchen errichtet sind, gleich den Zopfaltären bis zum Gewölbe reichen, und durch ihre einseitige Behandlung die Vermauerung der östlichen Chorfenster nach sich zogen. Das Absehen von der kirchlichen Architektur ging dabei meist soweit, daß die Chormauer um den Altar dunkle Farben erhielt, um den Altar von der Wand abzuheben, die natürliche Wirkung der Kirche an sich also förmlich ignorirt werden mußte. Zunächst kommt daher wohl das Größenverhältniß in Betracht.

Im alten Basiliken=Styl und zur romanischen Zeit beschränkte

sich dasselbe auf eine sichtbare etwas erhöhte Stellung des bloßen Altartisches. Ein Ueberbau mittelst Baldachin über vier Ecksäulen ließ dabei soviel Seiten- und Oberraum frei, daß die Malereien in der Absis sichtbar blieben, mithin ihre Wirkung nicht verfehlen durften. Anderweit gestaltete Ueberbauten, wie z. B. der von etwa 1200 in der sächsischen Klosterkirche zu Wechselburg mögen zu den Seltenheiten gehört haben, sind mindestens wenig bekannt, und lassen daher zur Zeit noch nicht auf bestimmte Stellungsregeln damaliger Zeit schließen. Anders und fester wird dagegen dieses Verhältniß in der gothischen Kunst-Epoche. Der gesammte kirchliche Bau, Portal, Schiff, Chor und Gewölbe bestehen aus bewegten zum Altare hinleitenden Formen, welche im Chorschluß einen vielseitigen bedeutsamen Umschwung, und mittelst der hochschwebenden Gewölbe einen oberen kühnen Abschluß gewinnen. Diese gesammte, der Erhabenheit des Altares dienende Gestaltung geht nun verloren, sobald der Altar selbst dieselbe ignorirt, und sei es im Roccoco- oder jedem anderen Styl, die Chorhöhe und Breite verdeckt. Der Altar als Riese kommt dabei in eine Hütte, die Kirche, zu stehen, wodurch letztere dem ersteren nicht mehr anzugehören vermag. Die richtige Größe eines gothischen Altares hat daher in Betracht zu nehmen, daß die vielseitige Chorrundung dem Altare gilt, und nebst ihren Fenstern vollkommen sichtbar verbleiben muß; ferner zu beachten, daß dieser Chorschluß der gesammten Kirche als Abschluß dient, und durch seine Verdeckung die Ganzheit des Bauwerkes verstümmelt wird.

Bei einfach geschlossenen Chören ist demnach als Regel anzunehmen, daß die compacte Höhe des Altarüberbaues höchstens die halbe Chorhöhe, im besseren Fall ein Drittheil erreichen darf, wobei der weitere krönende Altarschluß so durchsichtig zu halten ist, daß die Chorformen nicht vollends verdeckt werden und dabei das dritte Drittheil der Chorhöhe durchaus frei verbleibt. Aehnlich sind die Verhältnisse für die Breite zu befolgen.

Ist hingegen der Chorschluß mittelst Umgang oder in anderweiter Art complicirt gestaltet, so wird die Aufgabe schon schwieriger, und bei jedem einzelnen Fall treten besondere Maaßnahmen ein; im Allgemeinen aber bleibt auch hier die Regel, daß die complicirtere Architektur mit ihren verschiedenen Durchsichten, Seitens des Altares nicht beirrt werden darf.

Eine noch schwierigere Lösung nimmt der betreffende Styl jeden Altares in Anspruch. Die gesammte Kirchenbaukunst ist nemlich Keim,

Vorentwickelung und Ausbildung der Gothik. Die alte Basilika beschließt den Keim, der romanische Styl die Vorentwickelung. In die weitere Ausbildung des gothischen Systemes werden zunächst die Großtheile gezogen, die mittleren folgen nach und die Kleintheile machen den Beschluß, der häufig erst am Ende des Mittelalters sich finden läßt.

Aehnlich wie auf diese Art die Architektur sich zu sich selbst verhält, erging es auch ihrem Verhältniß zum kirchlichen Meublement und zu Geräthschaften. Stets wurde auf diese erst übertragen, was in der Architektur zum System geworden war, häufig erfolgte die Uebertragung spät, vielfältig nur versuchsweise und minder gelungen, zuweilen ist das Mittelalter Uebertragung und Ausbildung uns schuldig geblieben. Zu eben der Zeit wo eine Kirche Errichtung fand, waren deßhalb Altäre und anderes Kirchenmobiliar, welche dem Style der Architektur förmlich zuzustimmen vermocht hätten, nicht vorhanden. Geraume Zeit mochte vielmehr vergangen sein, bis jedesmal die Altarwerke der vorhergehenden Baukunst sich conform gestalten konnten. Leider sind wenig alte gothische Altäre erhalten, die im Alter das 15. Jahrhundert überreichen, ihre stufenweise Entwickelung uns verfolgen lassen, und somit für Nutzanwendung Stoff zu bieten vermögen. Wir sind daher genöthigt, für jetztzeitige Aufgaben dieser Art an das jedesmalige architektonische System selbst uns zu halten.

Weiter erfolgte natürlich die Errichtung des Altares nach der Kirche, aus welchem Grunde auch im Mittelalter der Altarstyl für jede Kirche ein mehr oder minder jüngerer wurde, weil auch damals jede Zeit im Zeitstyl sich bewegte. Zudem ist der Altar eine Art Zweigarchitektur von der des Gebäudes, und reicht daher in zahlreichere kleinere Verzweigung als die letztere, woraus dessen getheiltere reichere Ornamentation sich ergibt. Verbinden wir nun diese beiden Umstände mit jener oben berührten späteren Systemesübertragung, so wird der Altar jedesmal in Formen sich zu bewegen haben, welche der chronologischen Entwickelung nach Jahrzehnte jünger sind als die Architektur der Kirche selbst, wenn anders ein einheitliches Ganzes zwischen Altar und Kirche nicht verfehlt werden soll. Dagegen darf man aber auch für den Styl des Altares nicht in zu späte mittelalterliche Formen hinab greifen wollen, welches am handgreiflichsten geschehen würde, wenn romanische Kirchen mit vollends gothischen Altären verbunden werden wollten. Richtig verfährt man hingegen, wenn für rein romanische Kirchen architektonische Uebergangsformen mit Ausschluß des Spitzbogens Anwendung finden. Weiter wähle

man für Altäre des früheren Uebergangsstyls Motive des späteren Ueberganges, für Kirchen späteren Ueberganges Altarformen der frühreren Gothik, und verfahre in gleicher Art fort für die nachfolgenden Epochen. Solange der Kirchenstyl im Rundbogen sich abschließt, enthält er zur Verwendung für Altäre außer Säulen und Rundbögen kein weiteres Motiv, während der Uebergangsstyl bereits die Keime für mannichfaltige anderweite Motive entwickelt, die Abwechselung und Gliederung in Haupt- und Nebentheile ermöglicht. Je später desto mehr bietet verwendbares Material sich dar.

Die Gliederung und dekorative Ausstattung der Altäre unterliegen auch häufig vielfältigen Irrungen. Voran steht unter diesen die irrige Meinung, daß Kirchen trockenen, leeren, mageren Styls durch überreiches Mobiliar aufgeholfen werden müsse. Der gegenseitige Contrast wird vielmehr hiedurch nur um so auffälliger. Gewisse Einfachheit mit kräftigen Hauptgliedern, ohne Verletzung durch unschöne Plumpheit sind hier für Altäre allein anwendbar, während die starren Kirchenwände mittelst passender Polychromie den bewegteren Theilen des Mobiliars sich entgegen führen lassen. Man vermeide ja an Altären ein gänzliches Aufgehen in kleinlicher Verschnörkelung, und jene Ueberladung mit kleinlicher Figurenfülle die bedeutungslos nur den Ausdruck einer spielenden Verwirrung bereiten. Zuvörderst muß man wissen, was der Altar in seinen verschiedenen Abtheilungen enthalten soll, indem dieser Inhalt seine Hauptbestandtheile bildet. So der Tabernakel, wenn der Altar mit solchem verbunden sein soll, und das vorschriftsmäßige Cruzifix darüber. Es kann dieses letztere zugleich auch als Hauptsculptur dienen, außerdem darf aber nur als solche eine Darstellung des Heilandes als Weltrichter oder auf dem Schooße der heil. Jungfrau Anwendung finden, weil nur diese den passenden Ausdruck des gesammten Erlösungswerkes zu bieten vermögen. Apostel, Schutzheilige der Kirche, Kirchenväter und andere Statuen dürfen nur in Seitentheilen des Altares oder in Verbindung mit dem Hauptbilde Aufstellung finden.

Die eigentliche sich aufbauende Altar-Architektur ordnet sich darauf von selbst verständlich diesen Bildwerken unter, als Raum zur Aufstellung, Unterlage, Seitenabschluß und obere Bekrönung. Niemals darf also kleinliche Verschnörkelung die Klarheit der Hauptdisposition beeinträchtigen wollen. Auch vermeide man vorherrschende Wiederholung der Reihe, sowohl in der Architektur als im Figurenwerk, wie solche namentlich an französischen Werken beliebt war.

Jetzt erübrigt uns noch die Gesammtform des Altares. Drei Stufen sind am Hauptaltare nicht nur gebräuchlich, sondern auch vielfältig sogar vorschriftsmäßig; und der Altartisch hat seine allgemein gebräuchliche Höhe. Der Aufbau über demselben ruht zunächst auf einem Sockel, Pedrella genannt. Für die drei Votivtafeln ist bei der Architektur der Pedrella zugleich Bedacht zu nehmen, nicht minder für den verlangten Tabernakel.*) Bei Aufstellung mehrerer Bildwerke neben dem Hauptbilde, also einer weiteren Breitenarchitektur gliedert sich auch für diese die Pedrella, weil das ganze Werk mindestens so weit es über dem Altartische ruht, organisch empor zu wachsen hat. Die äußersten Seitenflügel ruhen dann auf Consolen oder anderweitig schwebend, um die Gestalt eines Schreines mit geöffneten Flügelthüren zu sinnbilden. Steigt nämlich der Altarüberbau ohne diese schwebenden Nebentheile gleichmäßig und verjüngend empor, so theilt seine Form keine weitere Bedeutung, als die einer Zweigarchitektur des gesammten Kirchbaues behufs Aufnahme der Bildwerke, während geflügelte Altäre zugleich einen geöffneten Schrein, oder ein aufgeschlagenes Buch nachbilden, als Ausdruck des der Menschheit verschlossenen und durch die Kirche allein geöffneten Erlösungswerkes. Vorzugsweise wird ein solcher Altarüberbau in seiner Fronte nach senkrechter Richtung sich erheben, und allenfalls einzelne Bekrönungstheile, als Consolen u. dgl. vorspringen lassen; großartiger wird dagegen der Erfolg, wenn die obere Bekrönung in ihrer Gesammtheit über den Altartisch mehr oder minder vorspringt, gleichsam einen großen Baldachin bildend. Doch kommt dabei in Betracht, ob die Chorhöhe an sich und das für den Altartisch nothwendige Seitenfensterlicht, solche Erweiterung empfehlen. Eine gleiche Betrachtnahme ist nothwendig, wenn ein Altarüberbau nach italienischer Weise als Baldachin über vier Pfeilern an den vier Altarecken, den Altartisch überbauen soll. Sehr praktisch ist übrigens diese letztere Form, sobald es sich um eine Altarstellung handelt, welche die hinterliegende Architektur der Kirche möglichst unverdeckt lassen soll, was namentlich bei reichen Chordurchsichten zu wünschen bleibt. So sind auch steinerne Altäre nicht zu verwerfen, wenn bei minderem Aufwande die Einfachheit der Kirche ein sehr einfaches Werk wünschen läßt. Aufwandsvolle Steinaltäre möchten hölzerne im Kostenpunkte übertreffen, an Dauerhaftigkeit dagegen nicht erreichen.

---

*) Im Mittelalter diente zu demselben der an der Evangelien-Seite des Chores angebrachte Sakramentschrein.

Gewöhnlich wird angenommen, daß irgend ein schöner altgothischer Flügelaltar an sich schon geeignet ist, die Altarstelle in jeder mittelalterlichen Kirche auszufüllen, welche vorausgesetzt den nöthigen Aufstellungsraum bietet. Diese Ansicht hat vieles für sich, darf aber nicht überschätzt werden. Auch in einem Museum wird solch ein Altar seine großartige Stellung zu behaupten wissen, in einem kirchlichen Raume aber, wenn Kirche und Altar nicht mit Verständniß für einander gearbeitet worden, nur insofern mehr wie im Museum, als dann doch Kirche und Altar, wenn auch jedes in seiner Art, kirchlicher und mittelalterlicher Natur sind.

Ueber das für den Maximilians-Platz zu Bamberg projektirte Königs-Monument.

Bereits im Jahre 1824 wurde von Magistrat und Gemeinde-Bevollmächtigten zu Bamberg beschlossen, dem verewigten Könige Maximilian Joseph I. auf dem nach Ihm benannten Hauptplatze der Stadt ein Denkmal zu errichten.

Das Fundament zu demselben wurde gelegt, die Ausführung aber unterblieb, ohne aufgegeben zu werden.

Als nun vor mehreren Jahren viele fränkische Städte das fünfzigjährige Jubiläum der bayerischen Incorporation feierten, wollten patriotische Bürger Bambergs in dieser Feier nicht zurückbleiben; der Ausdruck derselben sollte indeß ein bleibender, zum andern ein christlich gesinnter werden. Kein Unternehmen war deßhalb wohl geeigneter, als die Wiederaufnahme der Ausführung des betreffenden Monumentes in qualificirter Weise.

Es bildete sich deßhalb zu diesem Zweck ein Comite und nachdem dasselbe für seine Aufgabe, nach Art, Styl, Anordnung und Ausdehnung des Monumentes Feststellungen gewonnen, ist zur Zeit aus dem Comite die Bildung eines Vereines hervorgegangen.

Das Monument soll als christliches nicht aus einer Einzelnen Figur bestehen, sondern die verschiedenen Beziehungen zu König- und Bürgerthum zur Darstellung bringen; es kommt also nächst dem inneren Charakter auch der äußere als Styl in Betracht.

Die griechisch-römisch-heidnische Anschauung erfaßt den Menschen als absolut, isolirt und selbstständig, vereinzelte Statuen sagten ihr daher zu, deren äußere Ausstattung sich auf ein Piedestal beschränkt. Anders entwickelte sich die christliche Weise, sie erniedrigte und erhöhete, zugleich gleichsam die menschliche Persönlichkeit; Nichts galt die letz-

tere für sich allein, Alles in Verbindung mit Gott und nach dessen Anordnung mit seiner Schöpfung.

Die jeglicher climatischer Unbill ohne Weiteres ausgesetzte Einzelstatue fand man unanständig in activer und passiver Rücksicht, zweckwidrig zugleich und daher unschön deren aus der Ferne gesehenen, zusammengeschwommenen, unklaren Umriße. Wie daher über den geheiligten Altären, so ließ man auch über den Bildwerken geehrter Personen die unorganische Natur sich krystallisiren. Steinwerk bildete ein Gehäuse für anstandsvolle Stellung, Witterungsschutz, und entschiedenere Tragweite in die Ferne. Zugleich wurde nun auch dem Kunstwerk als solchem sein Charakter ohne die beschränkte Betrachtung von einem vereinzelten, immer sehr nahen Standpunkte.

Bereits der romanische Styl hatte diese christliche Aufstellungs-Weise vorbereitet, der gothische dagegen dieselbe erst zur Vollendung entwickelt.

Nur eine ähnliche Disposition konnte die dem Comite vorliegende Aufgabe befriedigen, daneben der gothische Styl allein das erforderliche äußere Form-Material gewähren.

Aber auch der Inhalt des Monumentes vermochte nur in den Formen dieses Styls schickliche Räumlichkeiten zu gewinnen. Nicht ein alleiniges Königs-Standbild, sondern der König von Gottes Gnaden unter Schutz des Höchsten und seiner Kirche, daneben in Verbindung mit seinem Volke sollte nämlich Vertretung finden.

Im obersten Theile der Composition thront daher die heilige Jungfrau, als Sinnbild der Kirche, und als Schutzpatronin des ehemaligen Fürstbisthumes Bamberg und des Königreiches Bayern, drückt somit im Sinnbilde die unter König Max I. erfolgte innige Vereinigung zwischen Bamberg und Bayern aus, während die darunter stehenden Evangelisten und vier Haupt-Propheten Mittelglieder des Gesammtgedankens bilden.

Die weiteren kirchlichen, politischen und besonderen örtlichen Beziehungen: Verleihung der Constitution, Erhebung des Bisthums Bamberg zum Erzbisthume und die königliche Ueberlassung der Kirche St. Jakob an die Bürgerschaft Bambergs zum gottesdienstlichen Gebrauche finden Ausdruck mittelst dreier Reliefs, an der zweiten, dritten und vierten Seite des Monumentes in der gleichen Lage der Inschriftentafel des königlichen Standbildes. Ueber der Ueberreichung der Verfassungsurkunde an Deputirte des Ritter-, Bürger- und Bauernstandes befindet sich das bayerische Landeswappen; über dem

Relief der Ueberreichung der erzbischöflichen Insignien das Wappen des Erzbisthums; und mit der bildlichen Uebergabe der St. Jakobskirche ist das Bamberger Stadtwappen verbunden.

Weil die freie unüberdeckte Aufstellung der Hauptfiguren, wie oben berührt, nach christlichem Begriff unschicklich erscheint, die möglichste Anschaulichkeit derselben aber ein vierseitiges Gehäuse bedingt, wurde für die Gestalt des Monuments-Gehäuses das Viereck mit dem Achteck verbunden, weil ersteres für sich allein schon der Diagonal-Ansicht halber nicht geeignet ist, sich zu empfehlen.

Eine besondere Bekanntmachung Seitens des Errichtungs-Vereins wird diesen Gegenstand ausführlicher behandeln, wir aber wollten unsere Leser vorläufig über das Unternehmen orientiren. Zugleich haben wir den jetzigen Empfängern zur besseren Anschaulichkeit ein Abbild des projektirten Monumentes als Extrablatt beigefügt, eine Zugabe, welche bei späterer Verabreichung des Quartalblattes wegfallen wird.*)

Ueber den Kölner Dombau.

Der Kölner Dom nach seiner alten Gestalt, als nach der Art, wie solcher der Vollendung entgegen geht, erweckt zur Zeit das lebhaftere Interesse der Archäologen. Auffallend ist dabei, daß jahrelang dem Interesse für diesen Gegenstand für weitere Kreise keine Nahung geboten wurde, auffallend daß Kunstblätter mindestens über den Fortschritt des Kunstwerks und seine Art von Zeit zu Zeit nicht anschauliche Berichte bringen mochten, wobei denn auch Gelegenheit geworden wäre, von außen her auf das Werk näher einzugehen, und manche Aufklärung zu verbreiten. Als bei Gründung der südlichen Kreuzgiebelwand die alleinige Mode der Critik gegen die Art dieser Anlage sich geltend machen wollte, führten freilich eine Anzahl von Controvers-Artikeln im Kölner Domblatt vorerst nur dahin, die Ansichten immer mehr zu verwirren; das erreichte Endresultat diente aber doch zuletzt dazu, lange gehegte Irrthümer zu beseitigen. Der falsche Grund, auf welchen der Streit sich gestützt hatte, war nämlich die von Boisserée, Görres und Anderen ausgegangene Idee, daß die gesammte Gestalt des Domes, wo nicht gar die gesammte Gothik, die Erfindung eines einzigen Künstlers sein sollte. Chronologische Kennt-

*) Für ein preußisches Königs-Denkmal hat der Regierungsbezirk Köln allein 68,000 Rchsthlr. gezeichnet, hoffen wir, daß auch hier zu Lande an gleichem Patriotismus es nicht fehlen wird. Handelt es für hier sich doch nur um 9000 Gulden.

nisse der christlichen Baukunst lagen damals noch im Argen, man war daher unfähig gewesen, dem Dome anzusehen, wie häufig der Stylplan sich verändert hatte, daß die Formen für die oberen Theile des Chores noch nicht erfunden waren, als die unteren bereits emporwuchsen, daß die Anlage der Langschiffe einer späteren Zeit angehört als der Chor, der Thurm wieder einer noch jüngeren als jene beiden. Zugleich war auch den damaligen Kritikern entgangen, wie sehr die verschiedenen Theile des Domes, bei Einhaltung des allgemeinen Grundplanes und der Höhenverhältnisse, namentlich der dekorativen Haltung nach auseinandergehen, und somit die Aufgabe erschweren, ein aufs Vollkommenste einheitliches Werk herzustellen. Der betreffende Portalstreit war somit damals schon nicht zu Gunsten einer allgemeinen Uebereinstimmung aller Theile des Domes geschlichtet, gleichwohl wurde von der Mehrzahl der späteren Kunst-Competenten der Dom für mustergültig in seiner Art gehalten, eine Behauptung, von welcher unlängst noch das Organ für christliche Kunst Gebrauch zu machen suchte.*)

In neuerer Zeit haben sich indeß auch einzelne Archäologen gegen diese Mustergültigkeit und die Domarchitektur überhaupt erhoben; so der Franzose Didron, und der Engländer J. Ferguson, auch hat das Organ für christliche Kunst gründliche Erörterungen versprochen. Didron hält nur den ganz frühgothischen Styl, in welchem Frankreich eine Menge Kathedralen und Kirchen besitzt, für allein berechtigt, und verwirft die weiter entwickelten Formen des Kölner Domes. Ferguson ist gegen den gesammten gothischen Styl, kritisirt aber auch den Dom speziell nach seinen einzelnen Formen und Beziehungen. Sobald diese Erörterungen reifer geworden sind, wollen wir dieselben unseren Lesern insoweit mittheilen, als allgemeines Interesse, sowie tiefere Einsichten in das Wesen der gothischen Baukunst sich davon erwarten lassen. An Material wird es hoffentlich nicht fehlen, sagt doch das Kölner Organ: „Was früher, besonders in Deutschland mehr Sache der Phantasie war, ist jetzt Sache des Verstandes geworden, seitdem man die Gothik in ihren Werken, in ihrem schaffenden Wesen verstehen gelernt hat.“

Neben der Critik dieses Bauwerkes in seiner alten Anlage, hat sich jüngst aber auch mancher Tadel gegen die Art erhoben, in welcher dasselbe gegenwärtig vollendet wird. Grund und Umfang der hier waltenden Widersprüche lassen sich bereits für eigenes Urtheil

*) Den letzten in diesem Portalstreit entscheidenden Artikel von G. G. Kallenbach enthält das Kölner Domblatt, Jahrgang 1844 Nro. 107.

übersehen, und sind Gegenstand unserer dießmaligen Behandlung. Der Tadel trifft nämlich die Beschlüsse des Dombaumeisters, 1) dem Dome statt des hölzernen einen eisernen Dachstuhl zu geben, 2) die Aufführung eines eisernen Kreuzmittelthurmes, 3) die neue Anlage einer anderen Thurmtreppen-Anlage am nördlichen Glockenthurme, als diejenige, welche das Mittelalter am südlichen Thurme beliebt hat.

Als Berechtigung, ja als strenge Pflicht für diese Rügen, wird angeführt, daß der Dombau-Verein von Anfang an, auf den Zweck sich basirt habe, den Bau nach seinen alten Formen und Entwürfen zu vollenden. Diese Basis ist somit zunächst in Betracht zu ziehen.

Das Mittelalter hat am Dome uns hinterlassen, den in sich vollendeten Chor, das fast vollendete je doppelte nördliche Seitenschiff, und das minder vollendete südliche, endlich den südlichen Hauptthurm in schöner innerer Verbindung mit den Seitenschiffen, aber nur etwa bis zu zwei Fünftel seiner Höhe, von Plänen dagegen einen Aufriß für die westliche Thurmfaçade. Unvollendet sind daher für den neuen Ausbau verblieben drei Fünftheile des südlichen Thurmes, der gesammte nördliche Thurm, das Mittelschiff soweit es die Nebenschiffe überragt, und das Kreuzschiff in der Art, daß fast die gesammten Fundamente noch zu legen waren. Für die Kreuzschiffe find dabei alte Pläne nicht vorhanden, eben so wenig für das mittlere Langhaus, und ein gleicher Mangel stellt sich für die westliche Façade heraus, überhaupt für die Thürme, wenn man durch Vergleich des südlichen zu zwei Fünftheilen fertigen Thurmes mit dem alten aufgefundenen Aufriß der westlichen Façade findet, daß beide nicht übereinstimmen. Es entsteht nun zunächst die Frage, woher der Baumeister die absolut gültigen Formen für den gesammten Vollendungsbau entlehnen soll, da im Grunde genommen alle alten gültigen Baupläne mangeln? Der Fundamental-Zweck des Dombau-Vereines fällt somit unter diesen Umständen in seiner eigenthümlichen Art zusammen, wenn er nicht dahin modificirt werden will, daß das Werk nur im mittelalterlichen Geist vollendet werden möchte. Aber auch diese Fassung ist nicht geeignet, alle Schwierigkeiten zu beseitigen, ja dieselben treten jetzt erst offen zu Tage, und nach ihnen allein dürfen die neueren Ausführungen Beurtheilung finden. Das Mittelalter veränderte nämlich in seinem Verfolg seinen eigenen Geist und somit seine Stylform, wie die Ueberlieferung an den fertigen Domtheilen hinlänglich darthut, und nicht minder die Ausführung des südlichen

Thurmes im Vergleich zum vorhandenen Bauplane bewiesen hat. Jeder Theil damaliger Zeit baute in seinen Zeitformen, wenn er auch die Haupt-Maaße und Fundamental-Formen, soweit solche unabweisbar vorhanden, somit nicht zu ignoriren waren, von selbst verständlich beachten mußte.

Vielleicht hätte auch der nördliche Thurm, wäre er im Mittelalter vollendet worden, andere Gestalt erhalten, als der südliche, jedenfalls hätte man von einem strengen Copiren mindestens der Ornamentik Umgang genommen; denn jede mittelalterliche Epoche wollte das Ihrige zur Geltung bringen, und die Abweichung wäre gerade nicht tadelnswerth, sobald die Unterschiede nicht weiter gingen, als dem Gleichen das Gleichartige zu substituiren.

Eigenthümliche Schwierigkeiten eröffnen sich somit den heutigen Baumeister, sobald er auch nur, nachdem es mit den mittelalterlichen Plänen nichts ist, an den mittelalterlichen Geist verwiesen wird. Er soll nicht eigenmächtig verfahren, nnd doch wollen die fehlenden Theile förmlich neu geschaffen sein. Nur gewisse Verwendung dieser alten vorhandenen Formen auf den Neubau ist somit denkbar, keineswegs aber Copirung möglich, sondern nur eine neue Schöpfurg, zu welcher die alte vorhandene Anleitung bietet.

Aber auch diese Anleitung ist eine mangelhafte, die Uebertragung also um so mehr von persönlicher Auffassung abhängig, weil die Architektur der alten überlieferten Theile unter sich nicht übereinstimmt, der Neubau also vermittelnd zu verfahren hat, ja sogar die schwierige Aufgabe theilt, die Disharmonie der verschiedenen alten Theile durch den Neubau auszugleichen, um ein möglichst einheitliches Werk zu erzielen. Hieraus erfolgt nun die weitere Frage, ob der heutige Baumeister, nachdem man vom jetzigen Standpunkte einer Vergleichungsmöglichkeit das gute Alte vom Verfehlten zu unterscheiden weiß, auch die alten Fehler nachzuahmen verpflichtet sein soll. Wiederum ist diese Frage eine doppelte, denn sie umschließt einerseits die Form, andererseits das Material, wie auch beide im heutigen Conflict in Betracht gekommen sind.

Gehen wir jetzt zu den einzelnen Theilen der schwebenden Critik über, so wird zunächst das eiserne Dach gerügt, gegenüber dem im Mittelalter ausgeführten hölzernen. Bereits zur Zeit der Restauration des Chores hatte man die Unhaltbarkeit des im Mittelalter verwendeten Steinwerkes erkannt. Man ging daher für den gesammten nachfolgenden Bau von diesem Material ab und hat mit großem Aufwande

bessere Steine, je nach ihrer Bestimmung aus allen Theilen des westlichen Deutschlands herbeizuschaffen gesucht; wollte nun wohl jemand es wagen, in dieser Handlung einen Tadel zu finden, weil von mittelalterlichen Einsichten abgewichen sei? Ebenso wenig läßt sich denn auch eine Rüge gegen festeres, dauerhafteres Material anstatt des Holzes, Bleies u. s. w. begründen, wohl aber vorausgesetzt, daß das stipulirte Material seiner natürlichen Formenbildung halber andere architektonische Formen nicht bedingt, als gerade das Mittelalter mittelst seines verwendeten Materials erzeugt haben würde. Das eiserne Dachgespärre kann nun aber andere Formen des Daches nicht nach sich ziehen als das hölzerne alte, und ebenso ist die Zinkbedeckung befähigt, die gleichen Formen zu bieten wie die mittelalterliche in Blei darbot. Von dieser Seite wäre also ein Verstoß gegen mittelalterliche Intentionen nicht zu rügen; ein Anderes ist es hingegen mit der Rücksicht auf Dauerhaftigkeit. (Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Passau hat die dortige sehr schöne gothische Kirche St. Severin, im profansten Zustande, um hohen Preis angekauft, läßt dieselbe würdig herstellen, und wird sie alsdann theils dem Gottesdienste, theils der Aufstellung eines christlichen Kunst-Museums widmen. Die eigene werthvolle bischöfliche Kunstsammlung, sowie das in der Diözese unbrauchbar Gewordene an Gemälden, Statuen, Reliefs sollen darin Platz finden.

Zu Regensburg geht man mit der Vollendung des Ausbaues der dortigen Domkirche um. Vornemlich sind dabei die beiden westlichen Thürme in Aussicht genommen, und die Untersuchung des Fundamentes derselben bis zur Tiefe von 40 Fuß ist bereits erfolgt, und hat sich als bewährt herausgestellt.

Auch in Rom hat man nicht nur angefangen, gothische Kirchen zu erbauen, wie die neue Redemptoristenkirche, sondern auch die Kirche Santa Maria sopra la Minerva im Innern gothisch restaurirt. Die Façade sieht noch einer Gleichgestaltung entgegen.

In München hat sich ein Verein für Pflege der kirchlichen Kunst gebildet. Se. Excellenz der Herr Erzbischof hat die Protection übernommen, und den Clerus der Diözese zum Beitritt aufgefordert.

Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg, und nur zu beziehen bei der Red. für 1 fl. jährlich; durch die Anstalten des deutschen Postverbandes für 1 fl. 12 kr.
Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

Quartal-Blatt
des
Vereines der Erzdiözese Bamberg
für
christliche Kunst-Archäologie.

№ 4. 1857.

Notizen.

Herr Kaplan Bock aus Köln, welcher ein unschätzbares Werk über die Kleinodien des heiligen römisch-deutschen Reiches und die ungarischen Krönungs-Insignien auf Kosten der kaiserlich österreichischen Regierung bearbeitet, berührte auf seiner Heimreise auch Bamberg auf mehrere Tage. Kunstfreunde hatten dabei die Gelegenheit, die äußerst schönen Zeichnungen und Malereien, die in den k. k. Anstalten zu Wien in Farbendruck Ausführung finden werden, zu betrachten. Auch die in ihrem Styl noch halb christlich halb muselmännisch, in ihrer Art einzigen Kirchenmäntel des Heil. Heinrich, welche der hiesige Dom besitzt, werden in Bocks Werke Aufnahme finden, der Hauptmantel gleichfalls in prachtvollem Farbendruck.

Neben diesen und andern seltenen Kleinoden besitzt der Dom noch ein besonderes in dem Grabtuche des Bischofes Günther, einem höchst eigenthümlichen Teppiche. Zum Glück wurde von demselben bereits vor einer Reihe von Jahren eine colorirte Abzeichnung genommen, welche nun wieder dankbar auf das Original rückwirken soll. Es hat nemlich dieser Teppich, welcher einst in Günthers Grabe gelegen, durch die Zeit theilweise bis zur Unkenntlichkeit gelitten und so hat für die Erhaltung dieses Kunstwerkes nicht nur, sondern für dessen gründliche und dauerhafte Restauration eben nach jener Zeichnung, Herr Bock umfassende Fürsorge getroffen. Derselbe hat nemlich nicht nur die betreffende obhütende Stelle für die Reparatur gewonnen, sondern auch den in Nürnberg seßhaften Künstler bezeichnet, der solche Arbeit auszuführen im Stande ist, und wird, wie er uns mittheilt, an jene Stelle auch dieser Tage die betreffende Zeichnung einsenden.

Der neuen hölzernen Thüren des Domes glauben wir erwähnen zu müssen, weil diese bei der Restauration des Domes so wacker in Holz geschnitzt sind, daß sie dem Bamberger Handwerke zur besonderen Ehre gereichen und deshalb besonderer Obhut bedürfen. Sie waren nur gefirnißt, worauf mittelalterliche derartige Arbeit sich stets beschränkte, weil Holz als solches sichtbar zu verbleiben hatte, und nur die neuere Zeit Conglomerate aus verschiedenen Materialien überhaupt unächtes Handwerk mit Oelfarben überzieht. Möchten solche daher doch von einem gleichen Oelfarbenüberzug auch für die Folge bewahrt bleiben, der dem Vernehmen nach ihnen zugedacht sein soll.

Auch wäre es wohl an der Zeit, nachdem die eine mit zopfigen Vasen u. dergl. entstellte Domthurmspitze herabgestürzt ist, und auch die drei übrigen erneuert werden sollen, statt der bisherigen entstellenden Form eine stylgerechte zu wählen, welche vielleicht obenein zu Kosten-Ersparung führen könnte.

Neu hinzugekommene Vereins-Mitglieder sind die Herren:

Pfarrer Beyer von Langensendelbach.
Schreinermeister Bair, Bamberg.
Kaplan Brückner, Forchheim.
„ Dennefeld, Bamberg.
„ Deuber, Ebensfeld.
Pfarr-Curatus Eichhorn, Hof.
Kaplan Gareis, Scheßlitz.
Pfarrer Fischler, Aurach.
Pfarr-Dekan Murk, Forchheim.
Bau-Inspektor Tanera, Bayreuth.
Silberarbeiter Schellein, Bamberg.

Ueber die kirchlichen Kunst-Vereine.

Nothwendigkeit der Vereine.

Bei dem Ueberfluß des heutigen Vereinswesens, namentlich bei dem Vorhandensein vieler Kunst-, Alterthums- und historischen Vereine, möchten für den ersten Anschein besondere kirchliche Kunst-Vereine als überflüssig erscheinen, namentlich wenn solche sich nur mit Dingen beschäftigen wollten, welche in eben der Art auch anderer Seits Vertretung finden. Anders dagegen kommt die Sache zu stehen, wenn gerade die Art der Kunst und die Art ihrer Auffassung, deren Träger die Vereine sein wollen, sich eignet, vorhandenen dringenden Bedürfnissen der Kirche abzuhelfen.

Diese Qualifikation gewinnt die Kunst, und somit auch ihr Character den einer specifisch kirchlichen, wenn dieselbe nur verfolgt, was die Kirche an sich auch ohne Kunst zu bezwecken zur Aufgabe hat, ja sie wird auf diese Art nicht nur kirchliche Dienerin, sondern sie entquillt dem inneren Wesen der Kirche, erscheint als deren integrirender Theil so gut als Symbol und Liturgie, wird formgestaltetes Abbild des gesammten kirchlichen Wesens, im großen Ganzen wie im kleinsten Einzelnen.

Diese wahrhaft kirchliche Kunst hat einst bestanden, durch den Verlauf von fünfzehn Jahrhunderten sich entwickelt, war darauf durch eine Kunst anderer Richtung der Kirche abhanden gekommen, die fleissigen Forschungen der neuern Zeit haben indessen dieselbe der äußern sinnlichen Wahrnehmung wieder zugeführt, und es dürfte wohl endlich an der Kirche sein, auch eine innere Prüfung des Befundes zu unternehmen, um den besten und passendsten Theil der Erbschaft der Vorfahren sich anzueignen, und ihre heutige äußere Blöße zu bekleiden.

Nicht gilt es hier kirchliche Neuerungen, oder neue Verpflichtungen, immer hat die Kirche früher oder später gewußt, das Unreine auszukehren, das Leere zu füllen, das Mangelhafte zu ergänzen und

zu berichtigen, hier nur gilt es den klagenden Zustand jenes Theils, den gerade die Kunst beschließt, welcher ohne Beihülfe derselben nicht zu verbessern ist.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß anstatt erbaulicher Formen die Kirchen mit leeren, geistlosen, langweiligen Wänden bis zur Stunde noch in vielen Gegenden abgespeist werden, von innerer competenter Ausstattung kaum mehr die Rede ist, und Alles dieses vorzugsweise aus Unkenntniß, nicht wie man vorgiebt aus Mangel an Mitteln.

Weiter hat die Erfahrung gelehrt, daß da, wo vereinzelte unwissende Frömmigkeit in solchen Kirchen, die nichts weniger als Gotteshäusern gleichen, Nachhülfe versucht, oder älter vorhandenen Kirchen Zutthaten zuführen will, meist die ungehörigsten, ja oft curiose und entwürdigende Dinge Einführung finden, so daß man nicht weiß was man vorziehen soll, ob jenes nackte Nichts, oder diese die Andacht störenden Dinge.

Durch das Zeitalter der Roccoco=Epoche hindurch war die Kirche, weil in Abhängigkeit der Staaten, auch nicht mehr im Besitz einer entsprechenden kirchlichen Kunst, sie theilte aber derzeit noch die Kunst der Höfe, eine gewisse prachtliebende Großartigkeit und eine Uebereinstimmung der Einzelnheiten in derselben als Ordnung. Seitdem aber hat das Verderben, das Flickwerk, die Willkür, die Abspeisung mit Brocken, die an andern Orten unverdaulich befunden wurden, überhand genommen. Man erinnere sich dabei an die Aufstellung jeglicher alten anderwärts abgedankten Bilder, wenn nur ein Strich den Heiligenschein vertritt, an die abgetragenen Kleider und Frisuren die den Heiligen=Statuen verehrt werden, an das Flittergold, an die Gegenstände der Quasigothik, kurz an all' jenes Zeug, welches in Kirchen Einzug hält, sobald es nur gehörig bunt ist oder glänzt, während man doch nicht hört daß der gleichen in besseren Wohnhäusern Aufnahme findet; und bei Neubauten erinnere man sich des dürftigen Reitschulen=Styls, im Gegensatz zu den prunkenden Bahnhofshallen.

Der prophetische königliche Seher und Sänger sang: „Herr du erfreuest dich des Schmuckes deines Hauses!“ Gott ist aber nicht ein Gott der Bedeutungslosigkeit, der Leerheit, der Unordnung, der Willkür und des Wirrsals, am wenigsten vermag er über diese Zustände seine Freude zu bezeugen.

Nur die Blüthe aller christlichen Tugenden, welche Gott erfreuen, erzeugt, trägt und nährt die Kunst des Altares, diese wird Ausdruck aller jener Tugenden und daher die Freude Gottes; eine Auffassung, ein Bewußtsein, welche das Mittelalter nicht nur in seinen Kunstwerken allein, sondern auch mit Worten seiner Schriftsteller ausgedrückt hat. Wie die Tugenden so auch ihr Abbild in der Kunst nehmen daher ein gewisses Maaß von Anstrengung in Anspruch, am wenigsten vermag etwas Rechtschaffenes von selbst sich zu gestalten.

Den Impuls für bessere, gründlichere und ernstere Anstrengung in dieser Richtung hat nun in neuerer Zeit vorzugsweise von Cöln aus seine Nahrung gewonnen.

Vorübergehende Kirchbauten und Restaurationen nemlich dauern zu kurze Zeit um für Nachhaltigkeit Wurzeln zu treiben. Der Cölner Dom dagegen, mit erforderlicher andauernder Thätigkeit rief schon verschiedenartigere Kräfte wach, namentlich gab es Gelegenheit die bisherig vielseitig der Theorie angehörigen Studien auch auf das praktische Gebiet zur Anwendung zu übertragen, und weitere Kreise zum Mitinteresse zu erwecken.

Weiter kam der Gegend des Niederrheins zu statten, daß die große Menge dort vorhandener vortrefflicher Kirchen aus dem der Verwitterung ausgesetzten Tuffstein erbaut ist, viele kleinere daher wegen Baufälligkeit durch neue ersetzt, für die großen aber gewählt werden mußte zwischen Untergang oder gründlicher Restauration. So gewann das Handwerk die erforderliche Technik, das Publikum gewöhnte sich daran, an den Erfolgen Interesse und Vergnügen zu finden. Von selbst verständlich durften denn auch neue zu errichtende Kirchen nicht schlechter werden als die alten, weshalb man sich strenge nach alten Mustern richtete, aus der Ueberzeugung, daß noch nichts derartiges Neue das Alte zu übertreffen vermochte. Natürlich wurden auch Kirchenmeublement und Geräth in diese Thätigkeit gezogen, welcher wiederum vorhandene schöne Sammlungen, und der Reichthum an altvorhandenen Gegenständen dieser Gegend zu Hülfe kamen.

Im Mittelalter waren Kloster- und Zunftverbindungen behülflich, solche Errungenschaften alsbald zum Gemeingut zu machen, heute wo die Verhältnisse anders sind, können nur Vereine den gleichen Zweck verfolgen.

Die Gründung der Vereine.

Angeregt durch jenes besondere vielgestaltige niederrheinische Kunstleben entstand daher alsbald der Wunsch, solches auch über seine

ersten engeren Grenzen weiter zu verbreiten. Eine kirchliche Kunstzeitung, das Cölner Organ wurde gegründet und alsbald auch die Idee für die zu bildenden kirchlichen Kunstvereine mit demselben in Verbindung gebracht. Die Anregung für die letztern erging zunächst von der General-Versammlung der katholischen Vereine zu Linz im Jahre 1851, und die gleiche Versammlung im folgenden Jahre zu Mainz ernannte für die thätige Begründung eines allgemeinen deutschen Kunstvereines den Ausschuß in den Herren Maler Baudri, Professor Kreuser, Appellations-Gerichtsrath Reichensperger, Domwerkmeister Statz und Pfarrer Stein, sämmtlich zu Cöln und erhob zugleich das seit der Mitte des Jahres 1851 bestehende Organ für christliche Kunst, zum Organ der künftigen Vereine.

Der geschäftsführende Ausschuß entwarf darauf unterm 2. März 1852

Ordnungen des christlichen Kunstvereins für Deutschland.

Diese enthalten von wesentlichen Satzungen etwa folgende:

§. 1. Der Verein, als ein Ganzes über Deutschland ausgebreitet, umfaßt die gesammte christliche Kunst.

§. 3. Die Mitglieder zerfallen in solche, welche den Verein und seine Geschäfte leiten, zum andern in helfende oder Beitrag zahlende.

§. 5. Der Zweck des Vereins umfaßt die christliche Baukunst, Bildnerei, christliche Dichtkunst und Tonkunst, und für jeden dieser Zweige wird ein Ausschuß gewählt,

§. 13. Mindestens aber einer für bildende, ein anderer für redende Kunst.

§. 7. Kunstverständige Leiter, welche nach §. 10 zuvor bischöfliche Billigung nachgesucht haben, constituiren sich als Ausschuß; derselbe hängt nicht von der Wahl der übrigen Mitglieder ab, und ergänzt nach §. 12 sich selbst unter Genehmigung des Bischofes.

Alte Werke zum Nutzen neuer Schöpfungen durch mündliche und schriftliche Belehrungen, Abhandlungen und Abbildungen zur richtigen Erkenntniß zu bringen, ist Zweck des Ausschusses.

§. 16. Der inneren Einheit wegen wählen die Vereine der einzelnen Diöcesen einen als Vorort auf zwei Jahre, dessen Wiedererwählung nichts im Wege steht.

§. 22. Jeder Sprengelverein gründet aus Beiträgen seiner Mitglieder seinen Stock, und der gemeinsame Stock als Beitrag des Zehnten aller übrigen Vereine, befindet sich am Vororte.

Am 17. März 1852 bildete sich zunächst ein Diöcesan-Verein zu Paderborn auf Grund der in Cöln entworfenen Statuten, setzte alle Jahre eine Hauptversammlung fest, und die Bestimmung ein Glied des christlichen Kunstvereins für Deutschland zu werden.

Unterm 18. August constituirte sich der Verein zu Rottenburg, und im Frühjahre 1853 auch einer zu Münster.

Erst unterm 14. Februar 1853 erhielt der Cölner Diöcesan-Verein nebst seinen Ordnungen, oberhirtliche Bestätigung, und die Ernennung des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofes Dr. Baudri zum Präsidenten des Vereines.

Weiter constiren noch aus dem Organe für christliche Kunst die Statuten des Regensburger Kunstvereines, welcher im Juli 1856 bereits ein zweijähriges Bestehen hatte. Förderung und Verbreitung gediegener Kenntnisse auf dem kirchlichen Kunstgebiete, die Anlage einer Sammlung einschlägiger literarischer Werke, Zeichnungen, Modelle und anderer kirchlicher Kunstgegenstände sind seine Aufgabe, so wie Ertheilung von Rath und Gutachten auf Ansuchen bei Neubauten, Anschaffungen und Restaurationen.

Inzwischen bestand ein allgemeiner deutscher oder Central-Verein bisher noch nicht, sondern nur der ursprüngliche Ausschuß für denselben zu Cöln, und sollte jener erst gebildet werden, wenn eine Anzahl Diöcesan-Vereine vorhanden sein und der Vororts-Vorstand der katholischen Vereine Deutschlands, das Statut unter Genehmigung der deutschen Bischöfe festgestellt, und einen definitiven Vorstand gewählt haben würde.

Von dieser Bestätigung der Statuten durch den katholischen Verein Deutschlands, unter Genehmigung des Episkopates und die Einsetzung eines definitiven Vorstandes behufs der Leitung sämmtlicher deutscher Diöcesan-Vereine scheint der Ausschuß später abgegangen zu sein, weil darüber aus dem Cölner Organe nichts constirt, und dieses geschah wohl mit Recht. Einmal ist es nicht nur eben so viel, wenn jeder Diöcesan-Verein die unmittelbare Obhut seines Bischofes besitzt, zum andern verbleibt zwischen diesem und seinem Verein eine innigere Beziehung. Auch der Wegfall eines allgemeinen ständigen Vorstandes dürfte bedeutungslos sein, weil die verschiedenen Diöcesen auch mehr oder weniger unter verschiedenen Verhältnissen sich befinden, und wohl jede sich angelegen sein lassen wird, dem guten Beispiele der Vorangeschrittenen möglichst zu folgen, eine unmittelbare Nöthigung dazu aber schwerlich fruchten möchte.

Unterm 9. August 1856 erfolgte demnach Seitens des Ausschus-

ses die Einladung zum Besuch der ersten General-Versammlung, welche am 9., 10. und 11. September in Cöln abgehalten wurde.

Die allgemeinen Ordnungen des christlichen Kunstvereins für Deutschland wurden hier festgestellt. Nach denselben sollen die leitenden Vorstände der Diöcesan-Vereine jährlich eine General-Versammlung am Orte eines Diöcesan-Vereines halten.

Zu den allgemeinen Angelegenheiten gehören dabei:

a) Aufnahme neuer Diöcesan-Vereine.
b) Feststellung und Abänderung der allgemeinen Vereins-Ordnungen.
c) Aufstellung allgemeiner Grundsätze und Normen für die verschiedenen Kunstzweige.
d) Entscheidung der widerstrebenden Fragen.
e) Empfehlung von Schriften und Werken über Kunst.
f) Beschlüsse zur gemeinsamen Ausführung oder Unterstützung von Unternehmungen auf dem Kunstgebiete.
g) Feststellung der Beiträge, welche die Diöcesan-Vereine zur Bildung einer Vereins-Kasse für gemeinsame geschäftliche Ausgaben zu leisten haben.
h) Wahl eines Central-Ausschusses und Feststellung seiner Functionen und Befugnisse.

Weiter wird der Central-Ausschuß von der General-Versammlung auf drei Jahre gewählt, und besteht aus einem Vereins-Präsidenten und zwei bis vier Mitgliedern, die an ein und dem nemlichen Orte wohnen. Er verwaltet die allgemeine Vereins-Kasse, hat die Beschlüsse der allgemeinen General-Versammlung auszuführen, die laufenden Geschäfte zu erledigen, und zur allgemeinen General-Versammlung einzuladen.

Nach der Geschäftsordnung der General-Versammlung haben bei den Deputirten-Sitzungen Stimme nur die legitimirten Deputirten der Vereine oder der Bischöfe, Zutritt aber alle Vereinsmitglieder.

Die Beschlüsse, insofern sie Principien und Erfahrung betreffen, sollten nur als solche empfohlen werden, wenn eine Uebereinstimmung durch große Mehrheit in der Plenarsitzung sich ergeben hat, doch liegt das practische Ergebniß der ersten General-Versammlung als einer vorwiegend constituirenden, mehr hierin als in gefaßten Beschlüssen. Die Beschlüsse anbelangend erachtete der Ausschuß für Baukunst:

1) in Betracht des Baustyls, ob gothisch oder romanisch, noch keine Erklärung abzugeben;
2) daß Scheingewölbe aus Holz und Verputz unbedingt unzuläßig,

eine Holzdecke oder offenes Gespärre vorzuziehen seien, wo Gewölbe nicht thunlich wären;

3) daß das Innere der Kirche, wo es bei Flächen behauene Steine bietet, in der Steinfarbe zu erhalten, wo ein Ueberzug nothwendig, der Steinfarbe künstlich nachzuhelfen sei.

Der Ausschuß für Bildnerei beschloß:

1) Kirchenbilder von mechanischer Nachahmung oder fabrikmäßiger Erfindung und Farbendruck-Bilder in Kirchen nicht zuzulassen; ebenso wenig theatralische Bilder und Rouleauxgemälde; mechanisch angefertigte plastische Bildwerke nur ausnahmsweise zu statuiren, wenn sie nach Vorbildern von hohem Kunstwerthe gefertigt sind;

2) tüchtige Künstler der kirchlichen Richtung zur thätigen Theilnahme der Vereine einzuladen;

3) die Stick- und Paramenten-Vereine der Rheinlande auch in Süddeutschland zur Nachahmung zu empfehlen, so wie zu diesem Zweck die Monatsschrift: „Kirchenschmuck, ein Archiv für weibliche Handarbeit rc. von Dr. Fl. Rieß, Pfarrer Laib und Pf. Dr. Schwarz in Stuttgart";

4) eine Mißbilligung der Kirchengewänder von schlechterem Stoff als Seide oder Halbseide;

5) die Unterstützung tüchtiger Goldschmiede u. s. w. für kirchliche Geräthe, den Ordinariaten zu empfehlen;

6) die Herausgabe stylgerechter Canontafeln unter Leitung des Cölner Diöcesan-Vorstandes.

Der Ausschuß für Dicht- und Tonkunst erkennt:

1) die Zurückführung der classischen Kirchenmusik a capella als möglich, ohne Ausschließung neuerer Tonwerke, welche an den Charakter des Gregorianischen Chorals sich anschließen;

2) die Sammlung und Herausgabe einschlägiger Werke als wünschenswerth;

3) die principielle Ausschließung der musikalischen Instrumente nicht als zweckmäßig, wohl aber unter den vorhandenen die reinen Vocal-Compositionen als die vorzüglicheren;

4) als nothwendig das katholische Volk wieder an den gregorianischen Gesang zu gewöhnen, und mit den geistlichen und Schullehrer-Seminarien, den Knaben-Convicten und Elementarschulen zu beginnen. Sind viele dieser Beschlüsse noch nicht positiver, vielmehr noch negativer Natur, so ist zu beachten, daß es zunächst darauf ankommen muß, den Hauptunrath auszukehren.

Der Ausschuß für Formalien beschloß unter Anderem: jedem

Diöcesan-Verein eine practische Aufgabe aus einem Zweige der Kunst bis zur nächsten General-Versammlung zur Bearbeitung zu überweisen; zwischen den Vereinen den Austausch von Zeichnungen, Abgüssen, Modellen u. s. w. zu empfehlen, und bewirkte die Wahl des Central-Ausschusses aus dem Präsidenten und Mitgliedern des Cölner Diöcesan-Vereines; die Wahl Regensburg als Ort der nächsten General-Versammlung.

Diese wurde am 15., 16. und 17. September abgehalten. Beschlossen wurde auf derselben vom Ausschuß für Architektur:

1) daß es wünschenswerth bei neuen Kirchbauten die westlich-östliche Richtung einzuhalten, mit der Altarstelle im Osten;
2) eben so wünschenswerth über die Prinzipien, nach welchen im Mittelalter Thürme angelegt wurden, Thatsachen zu sammeln, um darüber ins Klare zu kommen;
3) das Augenmerk auf zweischiffige Kirchen zu richten und die Ermittelungen dem Central-Ausschusse zugehen zu lassen.

Vom Ausschuß für Bildnerei wurde der vorjährige Beschluß wiederholt, und vor Werken von Gyps, Papier und ähnlichen, wie fabrikmäßig erzeugten überhaupt gewarnt.

Vom Ausschuß für Ton- und Dichtkunst wurde die Verschiedenheit der im Gregorianischen Choralgesange herrschenden Lesearten gerügt und beschlossen an die vom apostolischen Stuhle approbirte gedruckte Ausgabe des Directoriums, Graduale, Antiphonale u. s. w. sich zu halten;

ferner die bei Pustet erschienene „**Musica divina**“ von Proske, und „**Enchiridion chorale**“ von Mettenleiter empfohlen,

sowie einen Zurückgang auf die Leseart der alten Gesangbücher des 16. und 17. Jahrhunderts, bei Herausgabe neuer Volksgesangbücher.

Vom Ausschuß für Formalien wurde bestimmt, daß die Diöcesan-Vereine

1) zur Bestreitung der Kosten der General-Versammlung und zur Bildung einer Central-Kasse mit dem Central-Verein sich einigen;
2) am Orte der jedesmaligen General-Versammlung eine Ausstellung alter und neuer Kunstwerke veranstalten;
3) dem Central-Ausschuß ihre Statuten und Namen der Vorstände; und
4) einen Bericht über ihre Wirksamkeit einsenden sollen.
5) Als nächster Versammlungsort wurde Paderborn, eventuell Bamberg oder Augsburg bestimmt.

6) Bildete sich in Cöln eine Commission zur Begutachtung des in Wien von Hrn. Reiß herauszugebenden Missale Romanum.

Schwierigkeiten für Verbreitung der Vereine.

Aus dieser gedrängten Relation werden unsere Leser ersehen, mit wie großer Anstrengung und Consequenz der Ausschuß für den allgemeinen deutschen Verein sein Ziel verfolgt hat, bis es ihm gelang, ein Fundament zu begründen. Ist bis jetzt mehr noch nicht erlangt, weil noch die Mehrzahl der deutschen Diöcesen dieser Bestrebung mehr oder weniger fern stehen, so ermuthigt doch dieser Anfang.

Gewiß denkt Mancher, der großen Mühe wäre man um Vieles enthoben gewesen, wenn der gesammte Episcopat nach entsprechender Einladung der so nothwendigen Sache sich hätte günstig beweisen wollen.

Daß dieses nicht geschehen, möchten wir den Umständen zuschreiben, daß man seit Jahrhunderten keine weitere Kunst mehr kannte, als jene luxuriöse, welche jederzeit und überall, aber auch nur zu haben war, wenn Mittel bis zur Verschwendung sich wollten erübrigen lassen.

Weiter wird die eigentliche innere Natur einer bestimmten kirchlichen Kunst und ihr Zweck noch nicht genug eingesehen, bloße persönliche Liebhaberei aber an sich schon der Kirche unwürdig, bald dieser, bald jener Stylweise der Vorzeit sich zuwendete; und die Entscheidung der Fundamentalfrage für die praktische Kunstthätigkeit der Stylfrage eben jetzt in ihrem Prozeß schwebt.

Freilich ist es wahr, daß man oft instinktartig das Richtige herauszufühlen vermag, aber doch ist diese Weise trüglich. So huldigt z. B. in Baden die lutherische Seite der Gothik, die katholische mit Entschiedenheit einer Art modernen Styls. Die bereits theilweise erfolgte und mit Eifer wissenschaftlich weiter verfolgte Stylfrage wird endlich zugleich auch die Huldigung der Kunst als eine Pflicht der Kirche erscheinen lassen und vom Verdacht bloßer persönlicher Liebhaberei befreien.

Auch hatte das Vereinswesen an sich vielfältig seinen Credit verloren. Man macht jährlich eine Ferienreise, häufig auf Vereinskosten, wird am bestimmten Orte festlich empfangen, mit angenehmer Unterhaltung versorgt, begegnet alten Freunden und knüpft neue Bekanntschaften an, der Verein aber verleiht dem Ganzen einen gewissen

geschäftlichen, und gemeinnützigen Glanz. Zu Hause dagegen findet man als Frucht eine Sammlung unaufgeschnittener Bücher und anderer zusammengetragener Dinge, von denen Niemand etwas zu gebrauchen vermag.

Keineswegs wollen wir mit dieser Bemerkung allen Vereinen oder gar dem ganzen Vereinswesen zu nahe treten, fügt man aber die Massen der heutigen Vereine zusammen, so wird es wohl noch bei dem Resultat verbleiben müssen: „Viel Geschrei, und wenig Wolle."

Alle diese Verhältnisse und besonders der Mißkredit der Vereine sind also geeignet auch dem allgemeinen deutschen Verein seine Ausbreitung und Wirksamkeit zu erschweren.

Einige Vorschläge zur Wegräumung dieser Hindernisse, und Ansichten, nach welchen das Vereinswesen an Belebung gewinnen möchte.

Nun fragt sich, wie am besten und auf dem mindest zeitraubenden Wege jene Hindernisse und besonders das Vorurtheil, welches das Vereinswesen trifft, beseitigt werden möchten.

Wir sind der Ueberzeugung, daß nur eine Verminderung des äußeren Formenwesens, und ein vermehrtes Gewicht der inneren Thätigkeit und ihrer Resultate viele bisherige Vorurtheile beseitigen, und von der Nothwendigkeit der Vereine überall hin Ueberzeugung verbreiten würde. Auch möchte wohl zu betrachten sein, daß eine zu strenge äußere Vereinsform auf die mehr innere Uebereinstimmung, ja selbst auf die Verbreitung des Vereinsverbandes nur nachtheilig zu wirken im Stande ist. So halten wir es für gut, daß der Central-Ausschuß von seinen projectirten Satzungen abgestanden ist, nach welchem eine zuvorige Bestätigung der Centralsatzung durch den gesammten Episcopat eingeholt, und durch den Ausschuß des katholischen Vereins ein ständiger Vereins-Präsident niedergesetzt werden sollte. Der Episcopat hätte durch solchen Schritt eine Thätigkeit zu sanktioniren gehabt, die er selbst ihrem Wesen und ihren Erfolgen nach zuvor zu übersehen nicht im Stande gewesen wäre. Zur Wahl eines ständigen Präsidenten aber, denken wir wenigstens, hätte der katholische Verein schwerlich irgendwoher seine legitimirte Autorität zu beziehen gewußt. Auch war nicht abzusehen, daß Vereine des österreichischen Kaiserstaates je einem auswärtigen Präsidenten sich unterordnen würden.

Wir sind aber auch der Meinung, daß noch in weiterer Beziehung die äußere nemlich die Verfassungs-Seite der Vereine zum allgemeinen Besten sich vielfach dürfte vereinfachen lassen.

Wenn nemlich der äußere Apparat des modernen Verfassungs-Wesens gewissermaßen nothwendig war für die mögliche Anbahnung einer allgemeinen Vereins-Verbinduug, so denken wir, wäre es zweckmäßiger, nachdem dieselbe einmal Gestalt gewonnen hat, von zu strenger Förmlichkeit, und zwar zum Nutzen gesteigerter innerer Erfolge abzugehen.

Würde z. B. minder auf die Gleichheit der Statuten gesehen, so könnten alle Vereine, welche die Hauptsache bezwecken, nemlich Erforschungen der kirchlichen Kunst, Verbreitung nach geeignet befundenen Stellen, und möglichste Thätigkeit zur Verbesserung des praktischen Theiles, ohne Weiteres als Mitglied des Central-Vereins sich verpflichten.

Auch würde vielleicht, wenn die Generalversammlungen später alle zwei Jahre abgehalten werden wollten, eine gründlichere Vorbereitung des Materials für dieselben mittelst des Organs ermöglicht werden. Der Ort der nächsten Versammlung auf jeder tagenden bereits festgestellt, würde sich vielleicht später eignen, zugleich für die Zwischenzeit die Geschäfte des Central-Ausschusses zu übernehmen, weil doch einmal die Diöcese der General-Versammlung die Mühe derselben und der damit verbundenen Ausstellung zu übernehmen hat, doch ist dieses unsere persönliche Meinung. Dagegen lasse das Vereinsorgan in jeder Nummer mehr vom Verein verlauten als bisher.

Im Organe könnten nemlich Principien-Fragen und andere Gegenstände, welche Erörterung und Entscheidung bedürfen, in Vorschlag gebracht werden und gründliche Vorbehandlung finden.

Viele Gegenstände würden im nämlichen Blatte allein schon endgültige Entscheidung erreichen, wichtigere dagegen erst nach tüchtiger vorheriger Vorbereitung an die nächste General-Versammlung zur Entscheidung gelangen.

Bei solchen Entscheidungen würde es aber nicht genügen, dieselben nur mit Wünschen zu begleiten. An frommen Wünschen hat es nie gefehlt, wenn aber der Vereins-Vorstand der praktischen Kunst der

Diöcese viel weiter entfernt steht, als wie es etwa in Preußen ist, so wird auch er meist selbst genöthigt sein, es wieder bei frommen Wünschen zu belassen.

Würden aber die Entscheidungen auf specielle Gründe basirt und von der Central-Versammlung verpflichtend bestimmt, daß die einzelnen Diöcesan-Vereine solche Entscheidungen ihren Bischöfen unter Begleitung der Bitte um möglichsten Beistand zur Durchführung zu unterbreiten haben, dann erst lassen sich von diesen Entscheidungen einer General-Versammlung auch wirkliche erfolgreiche Wünsche erwarten.

Wie sehr aber die Zeitverhältnisse drängen, die Interessen der Kunst gerade da vorzugsweise in den Händen der Gesammt-Vereine zu wissen, wo die einzelnen bisher nicht haben auskommen mögen, dafür nur ein paar Beispiele.

Gesprochen und geschrieben ist bis zur Zeit mehr als genug über Aufsuchung und Inventarisation der alten namentlich mobilen Kunstgegenstände der Diöcesen. So viel wir wissen, hat die Versendung von auszufüllenden Formularen Seitens der einzelnen Kirchenvorstände zu keinen befriedigenden, meist zu durchaus unbrauchbaren Resultaten geführt. Kein Wunder dieß, wenn man weiß, wie tüchtige Kennerschaft dieser Behuf erfordert. Finden wir doch in einem Artikel des Organs von 1853 S. 134 aus Paderborn:

> „Unter 60 bis 80 Kunstgegenständen habe ich drei Viertel, „und zwar die werthvollsten, in Dorfkirchen und Kapellen entdeckt; dabei ist noch zu bemerken, daß man solche Sachen nicht „hinter Schloß und Riegel, sondern auf und hinter alten „Schränken, und an dunkeln Orten zu suchen hat."

Schreiber dieses hat gleiche Erfahrungen gemacht, und noch dazu in Kirchen, wo von vorn herein versichert wurde, daß nichts Altes existire. Man kennt eben die Sachen nicht, darum befinden sie sich zur Zeit im Kehricht, verdanken ihre Erhaltung mehr der Lässigkeit als Beflissenheit, werden Beute der Antiquare und ihrer Agenten, zuletzt kostbare Besitzungen auswärtiger Sammlungen, weil ihr Preis häufig hier zu Lande bis zur Unbezahlbarkeit steigt.

Für die Erhaltung dieser Gegenstände Mittel und Wege zu erörtern, über die Erfolge gemachter Versuche Berichte zu erstatten, damit eine Diöcese nach der andern sich zu richten vermöge, halten wir als wichtige Aufgabe des Vereinsverbandes.

Wenn zugleich jeder Diöcesan-Verein sich verpflichten wollte, jedes Jahr eine Quarttafel in Form der artistischen Beilagen des Or-

ganes mit Gegenständen alter Geräthschaften zeichnen und für wechselseitigen Austausch bausen zu lassen, würden die Vereine bald und billig zum Besitz einer vortrefflichen Sammlung ohne besondere Kosten gelangen.

Ebenso ist seit Jahren Gegenstand der Erwähnung der Vortrag über christliche Kunst in Klerikal-Seminarien. Daß der romanische Styl runde Bögen hat, seine Kirchen pfeilerlos sind, den gothischen Styl aber Strebepfeiler, Maaßwerkfenster und Spitzbögen begleiten, diese Dinge waren Gegenstände allgemeiner Vorträge seit länger als zwanzig Jahren, und heute weiß dieselben jeder Kirchner vielmehr jeder Gebildete, sie allein können daher nicht mehr Gegenstände eines Vortrages sein. Eben so wenig aber ist anzunehmen, daß jeder angehende Priester noch mit dem großen weitläufigen Gebiet der gesammten kirchlichen Archäologie überladen werden sollte. Einmal würde dieses Gebiet nur für Diejenigen sich eignen, welche aus besonderer Liebhaberei ihm zu widmen sich geneigt fühlen, zum andern würde dieses gesammte Gebiet, wie solches heute in der Literatur sich gestaltet, ihn dennoch nicht befähigen, den Neubau oder die Restauration einer Kirche mit glücklichem Erfolge zu beurtheilen.

Auch kann der Priesterstand heutzutage schwerlich dazu berufen sein, im eigentlichen Sinne als Baukünstler oder Kunsthandwerker sich zu betheiligen.

Und dennoch verbleibt gerade dem Priesterstande für die Folge die Aufgabe, alle Schritte der kirchlichen Kunst, ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen der Kirche halber zu überwachen, weil sonst, wo es nicht beim Copiren und Analogiren des Alten verbleiben soll, ein lebendiges Schaffen undenkbar bleiben müßte. Vorträge also, welche zunächst stets das Wesen der Kirche selbst erfassen, und dann dessen Begriff auf die Kunstformen hinüberleiten, als Folge, als Frucht dieses Begriffs, würden allein hier an der Stelle sein, und befähigen, die Kunstformen nach ihrer inneren Bedeutung, ihrer Rechtfertigung, ihren Fehlern, kurz nach ihren gesammten Wesen zu beurtheilen. Zugleich würde dadurch Auskunft entstehen, das Rechte zu finden, wo das Mittelalter mit seinen Werken im Stich läßt, oder vollendete Entwicklung nicht erreicht hat.

Für Schriften anzuregen, welche dieser Vortragsweise sich widmen, dieselben streng zu prüfen und so allmählig ein definitives Lehrbuch vorzubereiten, erscheint uns mithin auch als eine dringende Aufgabe der Vereine.

Für nicht minder wichtig halten wir die Prüfung solcher Schriften, welche überhaupt den Vereinen zu empfehlen sind. Daß die bloße Abfertigung in einer Literatur=Zeitung nicht genügt, die vielfach von persönlicher Gunst oder Ungunst, oder sonstiger Einseitigkeit abhängt, ist bekannt. Besonders bei Büchern, welche über die trockene archäologische Form hinausgehen und sogar als Lehrbücher sich geriren, wäre es daher wünschenswerth, wenn das Organ nicht nur Eine Critik, sondern auch verschiedene Ansichten zulassen wollte, bis die Qualität des Inhalts und der wahre Werth des Buches sich mit Sicherheit feststellen läßt. Selbst Erörterungen dieser Art würden wechselseitig die Ansichten erweitern, und unter den Theilnehmern das Interesse erhöhen. Gute Bücher würden um so sicherer Würdigung erhalten, fehlerhafte aber, selbst wenn sie gebraucht würden, mindestens nicht Irrthümer verbreiten. Richtet sich doch stets am Irrthum eine größere Erkenntniß der Wahrheit auf.

Endlich erscheint die Stylfrage uns als Lebensfrage der gesammten kirchlichen Kunstbestrebungen. Daß die Kirche romanisch oder gothisch gebaut hat, reicht allein für die Behauptung nicht aus, daß sie derartig wieder bauen müsse, sie würde sonst in gleichem, vielleicht auch noch in größerem Maaße berechtigt werden durch den Zopfstiel eben wieder für den Zopfstyl. Auch die Ausflucht Vieler, daß der gothische Styl als deutscher zur Wiederaufnahme einladen darf, will in den letzteren Jahren Stichhaltigkeit verlieren. Viele deusche Kunstschriftsteller folgen nämlich den Franzosen mit der Behauptung, daß Frankreich den gothischen Styl hundert Jahre eher besessen als Deutschland und in unserem Vaterlande zu mittelalterlicher Zeit als der französische bezeichnet wurde. Die Stylfrage beschließt also zugleich die eigenthümliche Entscheidung entweder für Gothik oder Zopf oder unwissenschaftliches Gemengsel. Wissenschaftlichen Erörterungen über Wesen und Berechtigung der verschiedenen Style möge mithin das Organ nur fleißig seine Spalten öffnen. Verlieren würden die Leser nichts, gewinnen aber durch ernstere Anregung, und die Kunst an Fundamenten.

Betrachten wir die Zustände der Kirche und ihre Bedürfnisse von praktischer Seite, zum andern die Widersprüche der neueren, sehr reichhaltigen Kunstliteratur, so werden wir kein Ende finden, für Aufgaben unserer Vereine. Alles auf einmal zu bewirken, ist aber un=

möglich, daher berühren wir nur die dringendsten Gegenstände, Rettung der alten Werke, Clerical = Vorträge, Würdigung der Literatur und der Stylfrage, weil von ihnen zuletzt alles übrige abhängt.

Unserer Seits hielten wir es für Schuldigkeit gegen unsere Leser insonders gegen die Mitglieder unseres eigenen Vereins, über das allgemeine deutsche Vereinswesen ihnen in gedrängter Kürze eine Uebersicht zu gewähren. Daß wir dieselbe auch über Verhältnisse auszudehnen suchten, unter denen ein Anschluß unseres Diöcesan=Vereins an die Central=Vereine uns wünschenswerth und nützlich erscheinen muß, dadurch glauben wir nicht nur allein im Interesse unseres, sondern zugleich aller übrigen Vereine uns einer weiteren Pflicht entledigt zu haben.

Ueber den Kölner Dombau.

(Schluß.)

Auch wir möchten unserer Seits dem Eisen und dem Zink vor Holz und Blei nicht den Vorzug geben. Haben doch hölzerne Dachgespärre wie bleierne Bedachung auf vielen Kirchen über ein halbes Jahrtausend sich bewährt, während man in Frankreich bedauert, mehrere Kirchen neuerlichst mit eisernen Dächern versehen zu haben. Einmal ist das heutige Eisen von schlechter Qualität, zum andern wird es sicher eher vom Rost verzehrt, als gutes Eichenholz verrottet, auch möchte sein Zusammenziehen und seine Ausdehnung bei Kälte und Hitze auf anderes Material schwerlich ohne Nachtheile wirken, sobald beide in fester Verbindung stehen. Verwendete man im Mittelalter doch lieber hölzerne Anker als eiserne, um die Kirchengewölbe zusammenzuhalten. Ebensowenig vertrauen wir dem Zink, denn aufrichtig gestanden haben Zinkdächer doch bisher sich wenig bewährt, man müßte denn verzweifeln, heutzutage so gutes Blei zu ermöglichen, als im Mittelalter gewonnen wurde. Zuletzt sind wir auch entschieden gegegen ein Muster und sonstige Verzierungen über dem Zinkmantel, in so weit solche auf dem alten bleiernen Chordach nicht vorhanden waren. Wir gehen nemlich von dem Grundsatz aus, daß dem Dome, einem deutschen Bau, keine Entwicklungen zugefügt werden dürfen, die an altdeutschen Werken, namentlich am Dome sich nicht vorfinden lassen. Ausländische Erscheinungen dürfen hieher nicht Uebertragung finden, und eben so wenig eine Anleitung nach alten gemusterten deutschen Ziegeldächern, weil letzteres Verfahren eine Weiterentwickelung

wäre, die über die Grundideen der Vollendung des Domes hinausreicht, somit also als unstatthaft erscheinen muß.

Das Gleiche, was zu Gunsten und zum Nachtheil der eisernen und zinkenen Bedachung sich anführen läßt, würde auch rücksichts eines Kreuz-Thurmes zu wiederholen sein, doch kommt hier noch besonders und vor Allem seine Form in Betracht. Boisseree projectirte in seinem bekannten Werke für diese Stelle eine Art von Kuppelthurm, der nicht nur recht häßlich an sich selbst, sondern auch nur geeignet ist, den Charakter des gesammten Aeußern zu entstellen. Dabei ist ein Mittelthurm von dieser Art und Form durchaus gegen mittelalterliche Gebräuche. Diese wußten dem Hauptschwerpunkte der gothischen Thürme stets seine Wirkung zu sichern. So kommen in England hohe Centralthürme vor neben unbedeutenden westlichen Flankenthürmen, während in Deutschland die Gothik in entgegengesetzter Weise verfuhr, und alles Gewicht den westlichen Thürmen zu ertheilte. Nur wo letzteres unter besonderen Umständen unmöglich war, wo unbedeutende ältere Flankenthürme beibehalten werden mußten wie am Dome zu Mainz und der Katharinen-Kirche zu Oppenheim, wurde der Haupteffekt durch gothische Kreuzthürme nachzuholen versucht, ein übrigens an sich seltenes Vorkommen. Am Kölner Dome ist nun nach deutscher Art der Höhenschwerpunkt den westlichen Flankenthürmen zugetheilt. Letztere haben eine ungewöhnliche Dicke, weil sie die Breite der je doppelten Seitenschiffe übertreffen, und das schmale hohe Schiff, von nur halber Thurmbreite zwischen sich einschließen. Diese Größenverhältnisse sind nun zwar nicht als fehlerhaft zu betrachten, wie der Engländer Ferguson will; jedenfalls würde aber durch Aufführung eines dritten breiten Thurmes über der Kreuzung der aufstrebenden Massen einmal zu viel werden, zum andern wirklich die Längenrichtung für den äußern Anblick vollständige Zerstörung erleiden; jener Uebelstand also, nemlich eine Vernichtung der Länge durch die Breite und Höhe, den Ferguson jetzt schon für das Innere und Aeußere behauptet, für das Aeußere wirklich herbeigeführt werden.

Ferner behelligt dieser Thurm neben der Längenrichtung der Kirche auch zugleich die Höhenwirkung der westlichen Thürme, kurz er ist gleichsam als unberufen vermittelnder und vernichtender Keil eingeschoben für zwei entgegengesetzte nothwendige Wirkungen, die eben durch ihren Gegensatz dem ganzen Monument Bedeutung und Großartigkeit verleihen. Aber auch an sich ist dieser Thurm nicht unschön nur, son-

dern wirklich häßlich. Gegen seine Breite entbehrt er der mit dem gothischen Styl an dieser Stelle nothwendig verbundenen Höhe, guckt seinen Dimensionen nach nur eben soweit zum Dache hinaus, um das Gefühl zu erregen, daß sein bester Theil unterhalb in der Kirche erst zu suchen sein müsse, kurz er sieht in sich selbst zusammen, und zugleich unterhalb in die Kirche hinab versunken aus.

Ein anderer Thurmentwurf für diese Stelle, so viel wir wissen vom Dombaumeister, hat an sich sehr schöne Formen, doch treffen im Uebrigen ihn dieselben Vorwürfe wie das Boisseree'sche Project; er behelligt die Länge des Gebäudes und die Höhe der Thürme. Aber auch Einwürfe noch anderer Art treffen ihn sowohl, wie seinen Vorgänger, nemlich die zu verneinende Frage, ob die vier Kreuzvierungspfeiler stark genug, also vom Mittelalter angeordnet sind, ein oberes Steinwerk, noch dazu von solchen Dimensionen zu tragen. Hieraus folgt also, daß ein solcher Mittelthurm, weil er zu keiner der verschiedenen Bauepochen des Domes in den Ideen des Mittelalters lag, gegen die mittelalterliche Intention streiten würde. In förmlichen Widerspruch gegen das mittelalterliche System würde man indessen gerathen, wenn eine Eisenconstruktion die von schwererem Stein unmögliche Substruktionen ersetzen sollte. In jedem Fall würde ein Vierungsthurm, gleichviel ob von Holz oder von Eisen nur einen sogenannter Dachreiter vorstellen dürfen und jedes zweideutigen Charakters sich zu entziehen haben. Man thäte daher wohl, sich lieber ohne weiteres einem Dachreiter zuzuwenden, dem man an seiner Gestalt ansieht, was er sein soll, daß er zu den innern steinernen Vierungspfeilern keine speciellen Beziehungen theilt, vielmehr construktiv nur mit dem Dachgespärre verbunden ist, und würde einmal das Dachgespärre ein eisernes, so empfiehlt sich gleiches Material auch zugleich vorzugsweise für dieses Thurmwerk eben wegen jener Verbindung. Sind wir wahr unterrichtet, so ist man später auch von dem zweiten Entwurf eines breiten Mittelthurms abgegangen, und es soll wirklich bei einem Dachreiter sein Bewenden haben. Daß auch die passende Form eines solchen ihre besonderen Schwierigkeiten enthält, liegt auf der Hand, denn es kommt darauf an, eine dem Reichthum der Kirche entsprechende Haltung zu gewinnen, die dennoch als Dachreiter sich gerirt, auf eine Composition also, für welche das Mittelalter mittelst seiner einfachen Dachreiter ein annäherndes Vorbild nicht hinterlassen hat. Eben so wird das Profil das rechte Maaß zwischen schlanker und breiter Form zu treffen haben, weil ein übermäßig schlankes Werk in

Mißverhältniß zu den sehr breiten Hauptthürmen gerathen würde. Daß aber die Form von der etwa anzuwendenden Eisen-Construktion des Thurmgerippes mittelst Besonderheiten abhängig werden sollte, wie Manche annehmen, ist nicht richtig, denn gerade, was man hier von Holz geben wollte, wird sich gleichmäßig von Eisen gestalten lassen und dürfen, weil die letzte Wirkung der Thurmform von der Metallbekleidung abhängt, Holz- oder Eisengerüst aber für bekleidete Dachreiter und ihre äußere Formen besondere Unterschiede nicht zu begründen vermögen.

Die dritte, zur Zeit angeregte Critik, trifft die Anlage der Treppe am neu zu erbauenden nordöstlichen Thurme. Am südwestlichen aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Thurmbau ist nemlich der Treppenaufgang in ein besonderes, dem Thurme außerhalb angebundenes Treppenthürmchen gelegt, während der Dombaumeister hiervon abgeht, am neuen Thurme das Treppenthürmchen wegläßt, und die Treppe einfach in das sehr dicke Gemäuer der nordwestlichen Thurmecke anzubringen gesucht hat. Die Critik verwirft dieses Verfahren und verlangt ein strenges Copiren des anderen alten Thurmes. Bei dieser Abweichung ist in Betracht zu ziehen, ob jene Statuten wirklich Verletzung erleiden, ob dem Dome der Form nach eine Beirrung oder Verbesserung zuwachsen will, und ob das Mauerwerk dergleichen Schwächung zu ertragen vermag welche die betreffende Aushöhlung nach sich zieht.


Daß jede bestimmte Mauerdicke durch Aushöhlung Schwächung erleidet, ist klar, eben so aber auch, daß die Differenz durch Vermehrung der Stärke, entweder nach Maaß oder durch solide Construction ausgeglichen werden kann. Wenn nun die gerügte Treppenhöhlung zur Stärke der Thurmecke an sich wenig beträchtlich erscheint, dabei aber zu dem neuen Thurm nicht nur ein festeres Material verwendet wird, als zum andern, sondern noch mehr eine so solide Verbindung der Steine, wie solche in den mittelalterlichen Theilen nicht vorkommt, dürfte diese Seite der Rüge wohl in sich selbst zerfallen, weil die wenige Schwächung durch die entgegengesetzte Verstärkung überreichlich aufgewogen wird. Ebenso sind wir unserer Seits überzeugt, daß der betreffende Thurm durch diese Veränderung an Schönheit gewinnen wird, im Vergleich zum alten. Jeder der beiden Thürme hat nämlich an jeder freistehenden Seite je zwei große Spitzbogenfenster neben einander. Das äußere Treppenhaus ist nun dem alten Thurme an der Südseite in der linken Pfeilerecke dermaßen eingebun-

den, daß ein schweres Eckpfeilerwerk entsteht, und ein Fenster in jedem Stockwerke zur Hälfte Verdeckung erleidet. Jedenfalls enthält diese Anlage einen Verstoß gegen organische Entwickelung und Verbindung der verschiedenen Massen, und wenn solcher im Mittelalter häufig vorkommt, so ist dennoch nicht zu leugnen, daß dieserartige Erscheinungen mehr ein Conglomerat als einen Organismus bilden, als fehlerhaft also bei Neubauten durchaus vermieden werden müssen. Nur fragt sich, ob auch und wie weit gerade an einem so wichtigen alten documentirenden Monumente als das in Rede stehende.

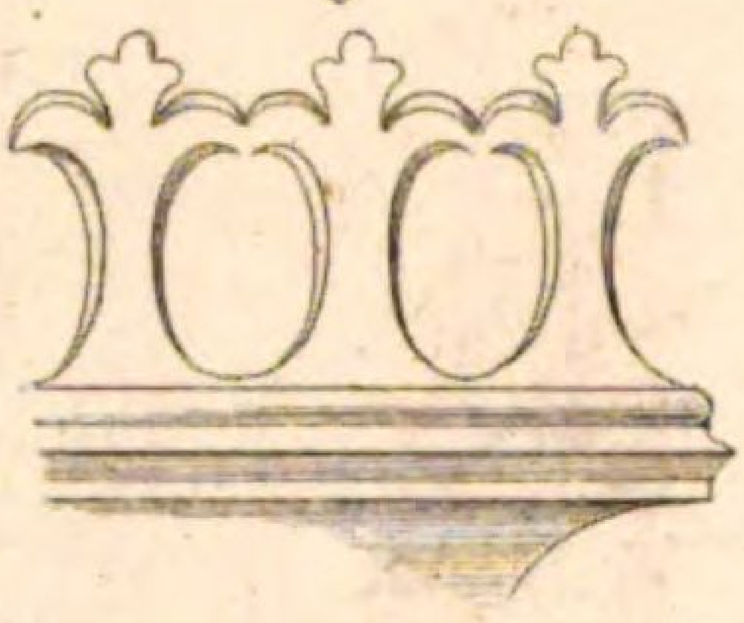
Ein anderer Umstand erübrigt also, nämlich der, ob dem Dombaumeister für dergleichen Veränderungen Rechte zur Seite stehen. Keineswegs wäre dieses der Fall, wenn vom gesammten Bau oder mindestens von den Thürmen zutreffende mittelalterliche Pläne die Formen einer absoluten mittelalterlichen Intention fixirt hätten. Dieses ist indessen unseres Wissens noch nicht entschieden der Fall. Der alte Thurmaufriß und der ausgeführte südliche treffen nicht ganz zusammen, wie oben schon von uns erwähnt wurde, und soll der südliche Thurm seiner Vollendung entgegen geführt werden, so liegt die Aufgabe auf der Hand zwischen dem ausgeführten Theil und dem erhaltenen älteren Plane vermittelnd zu verfahren. Es ist somit klar, daß der Sachlage nach dem zeitigen Baumeister nicht nur für die Vollendungsarbeiten am Körper der Kirche, sondern auch am Thurmbau Aufgaben zur Lösung vorliegen, für welche die zu Gunsten der Vollendung des Domes hinterbliebenen mittelalterlichen Intentionen vielfach schweigen; und deßhalb nur die allgemeine Aufgabe erübrigt, den Dom in dem Style möglichst zu vollenden, in welchem das Mittelalter der Hauptsache nach ihn hinterlassen hat. Was nun den Treppenthurm betrifft, ist unsere Ansicht die; stimmen der ausgebaute Thurm und der alte Pergamentriß vollkommen überein, oder sind die Abweichungen kaum der Rede werth, so wäre auch das alte Treppenhaus beizubehalten gewesen; erfordert aber am Thurme die Verbindung jener beiden alten Thurmideen eine neuere Vermittelung, die dem Baumeister ein weites Formenfeld erschließt, dann dürfte diese Weite auch leicht so weit reichen, daß der Conflikt des neuen Treppenthürmchens in ihr verschwindet. Wie also verhalten sich zu einander jene beiden beregten Thurmentwürfe, verbleibt zunächst zu entscheidende Frage.

Sobald die von anderer Seite versprochenen anderweitigen wissenschaftlichen Erörterungen über die mittelalterlichen Theile des interessanten Bauwerkes, wie deren jetztzeitige Vollendung bis zur Uebersichtlichkeit in unseren Händen sich befinden, werden wir uns veranlaßt sehen, auch unserer Seits solche unseren Lesern mitzutheilen und nach unseren Ansichten zu beleuchten.

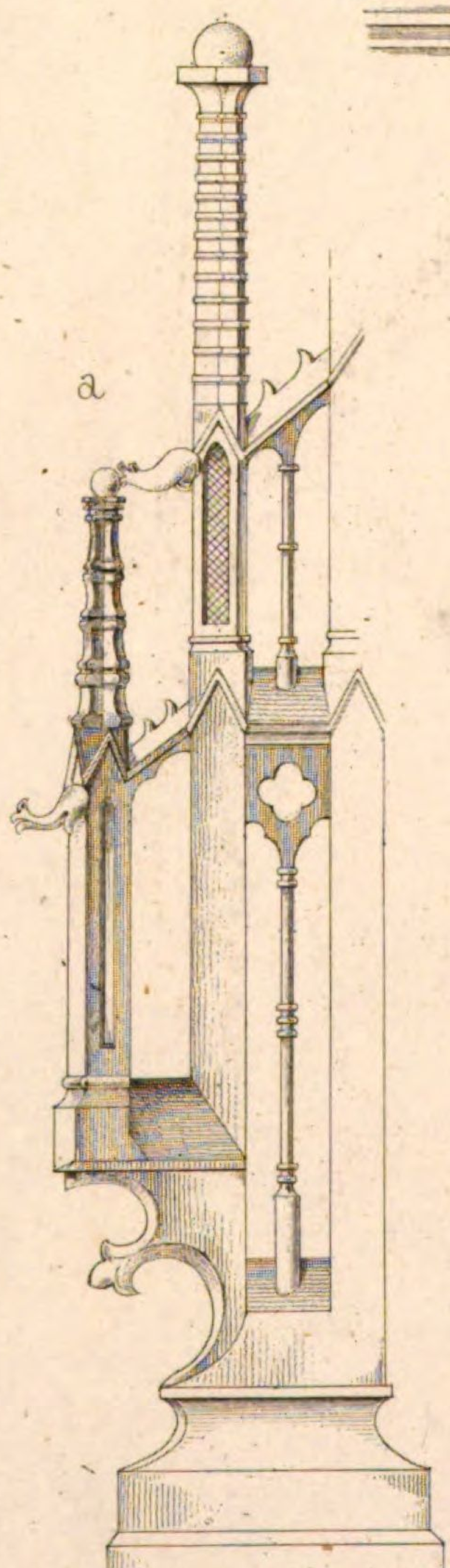
Redaction von G. G. Kallenbach in Bamberg, und nur zu beziehen bei der Red. für 1 fl. jährlich; durch die Anstalten des deutschen Postverbandes für 1 fl. 12 kr. Der Jahrgang 1857 vom 1. Februar 1858 ab nur durch die Pfeffer'sche Buchhandlung in Halle gegen 1 Rthlr. pr.
Druck von J. M. Reindl in Bamberg.

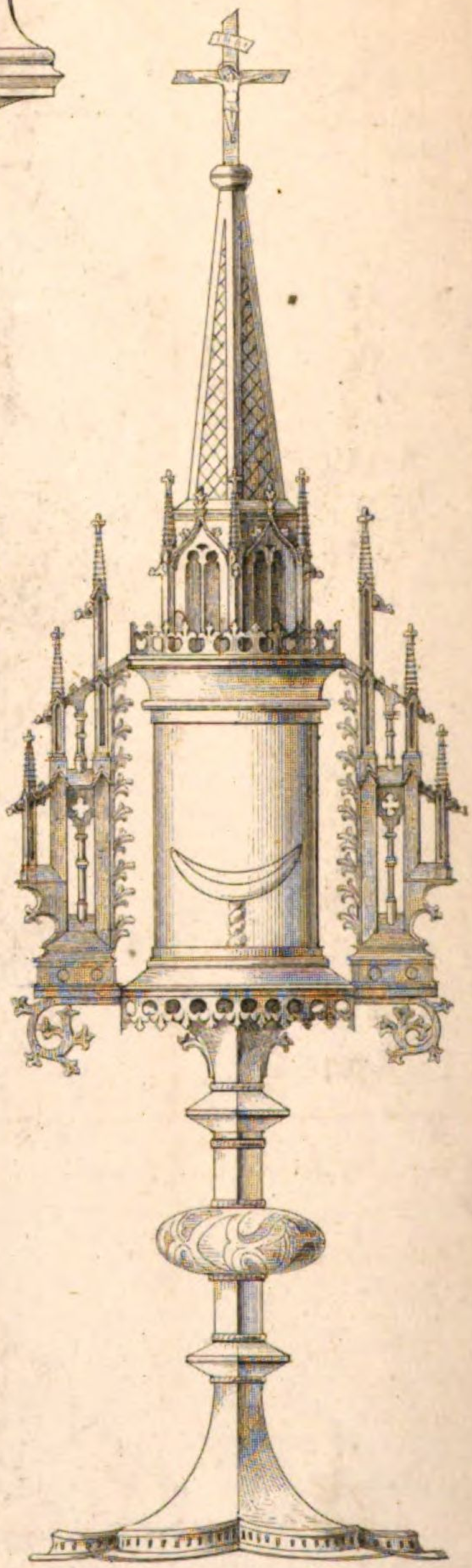


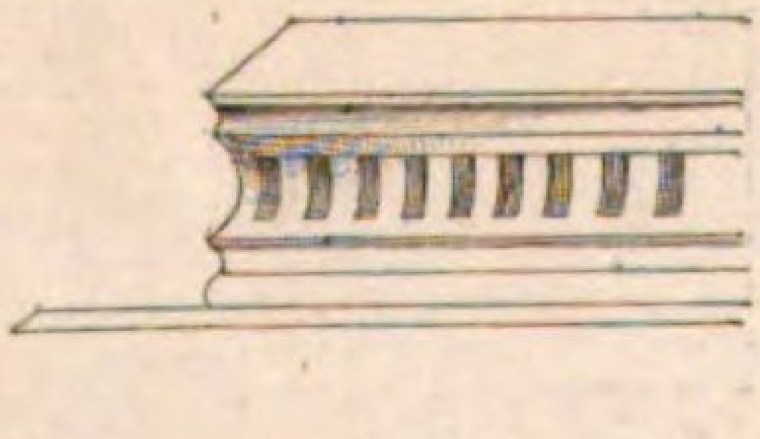
b



a



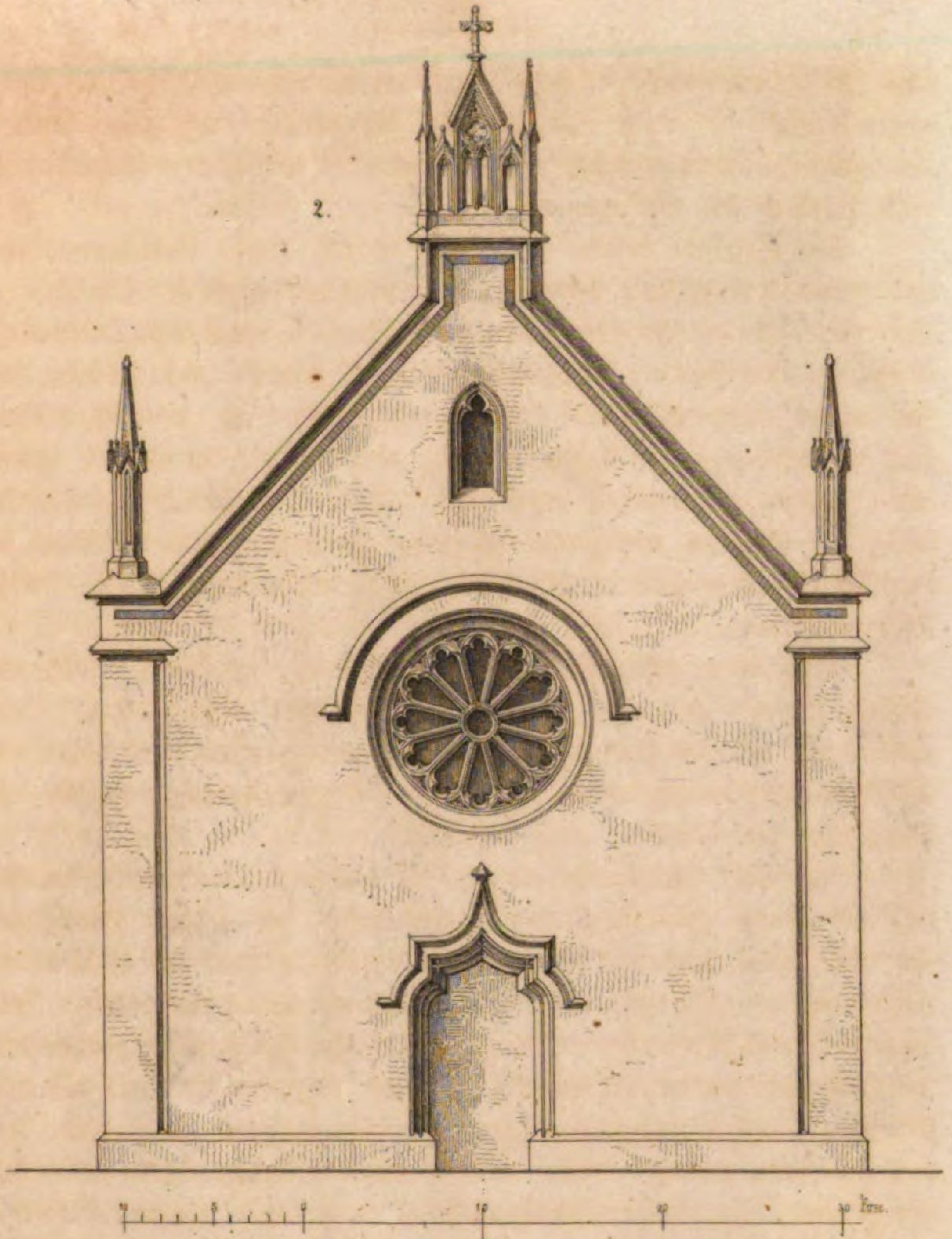




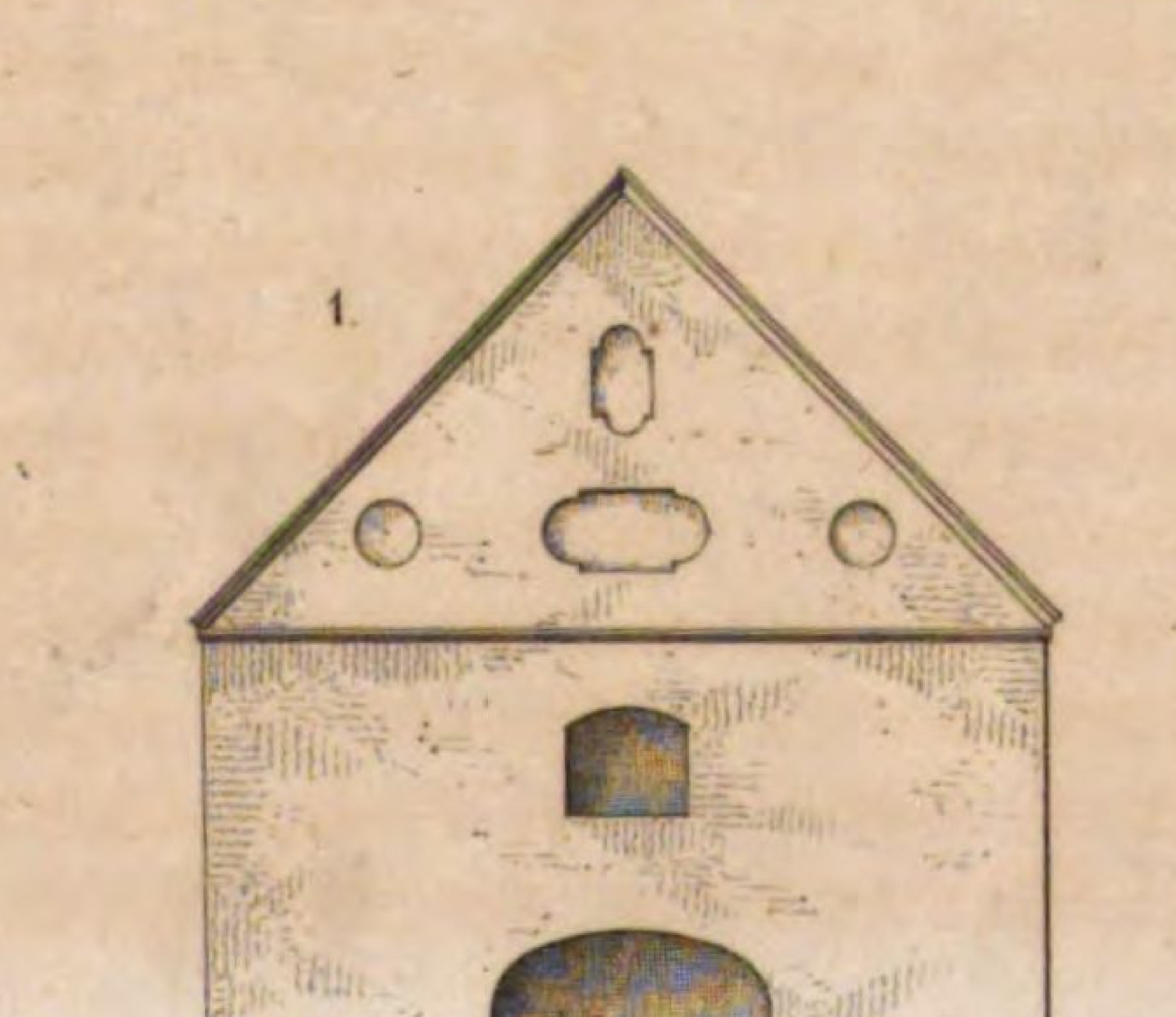
c

12 Zoll høje

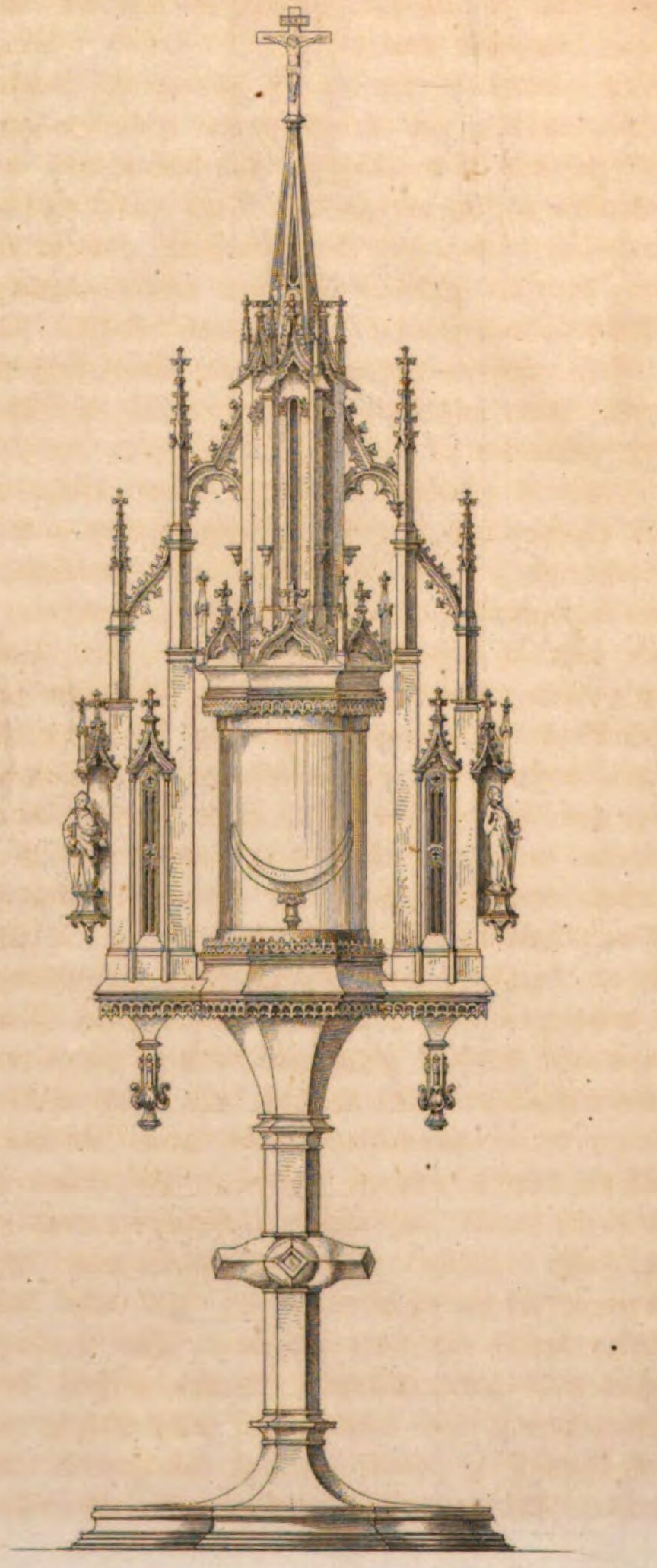
2.




1.



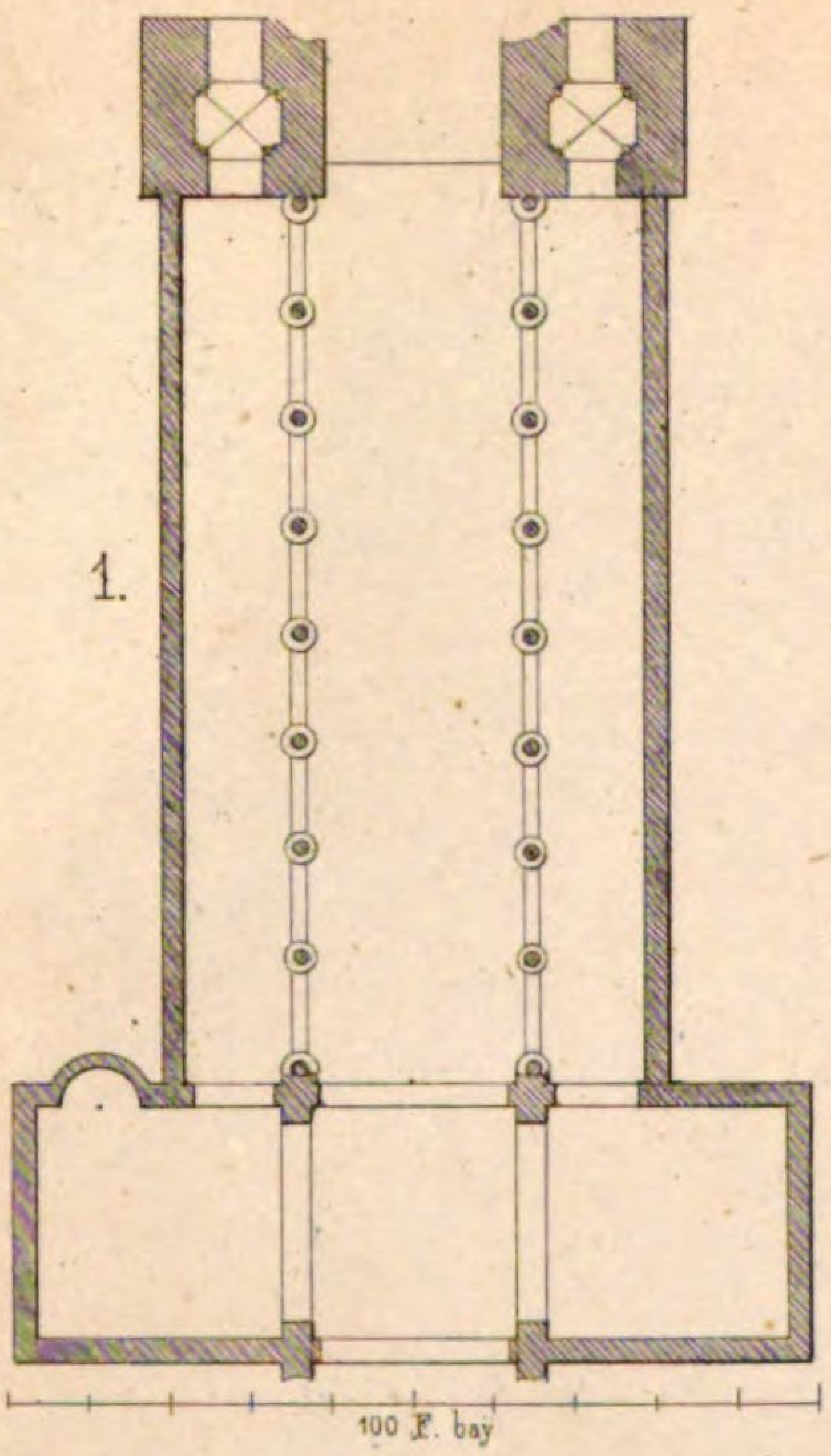
Grav. v. D. Loesti.



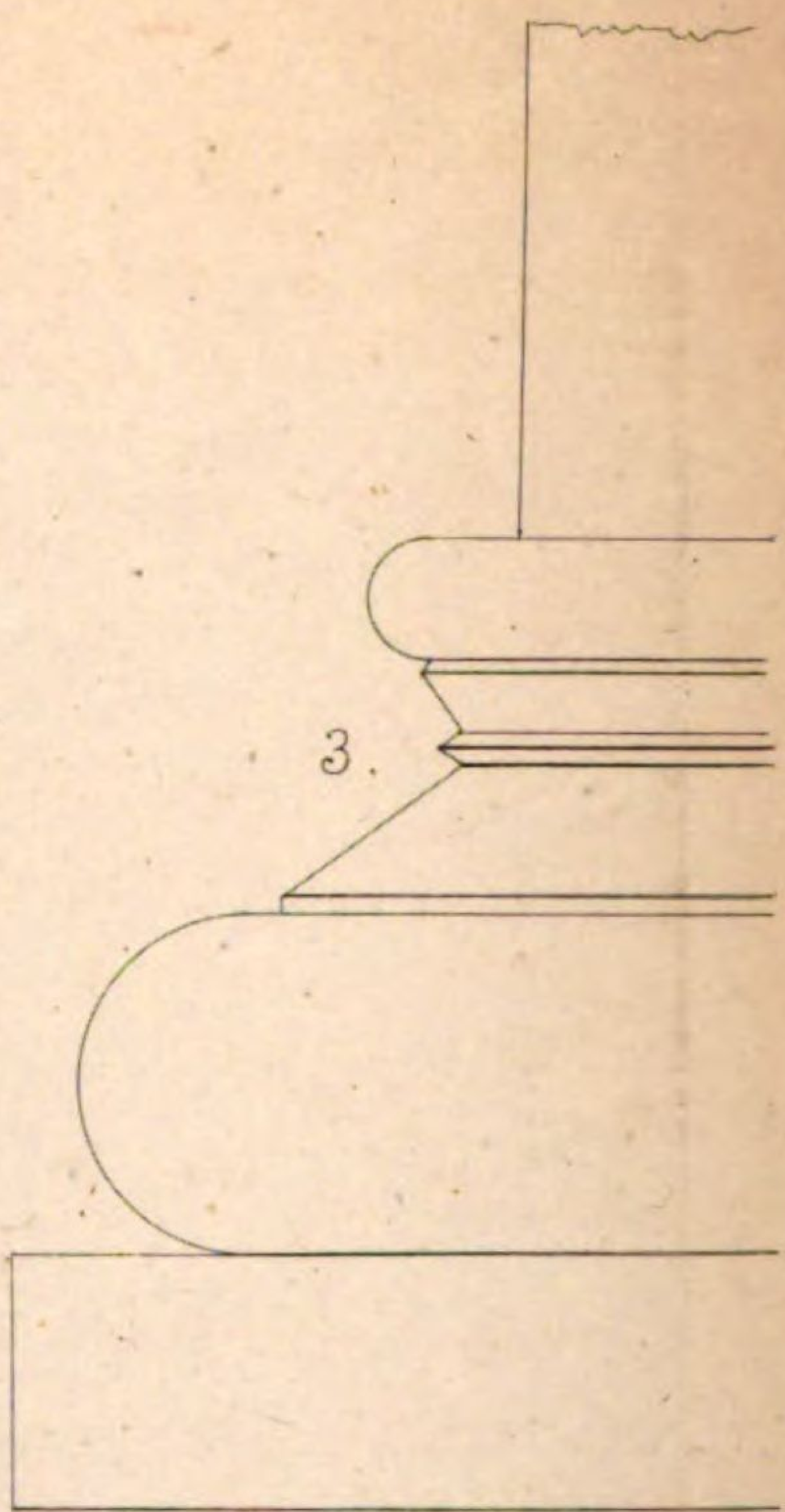
Grav. v. J. Leutt


a.
b.
c.
d.
e.
f
g.
h.
i.

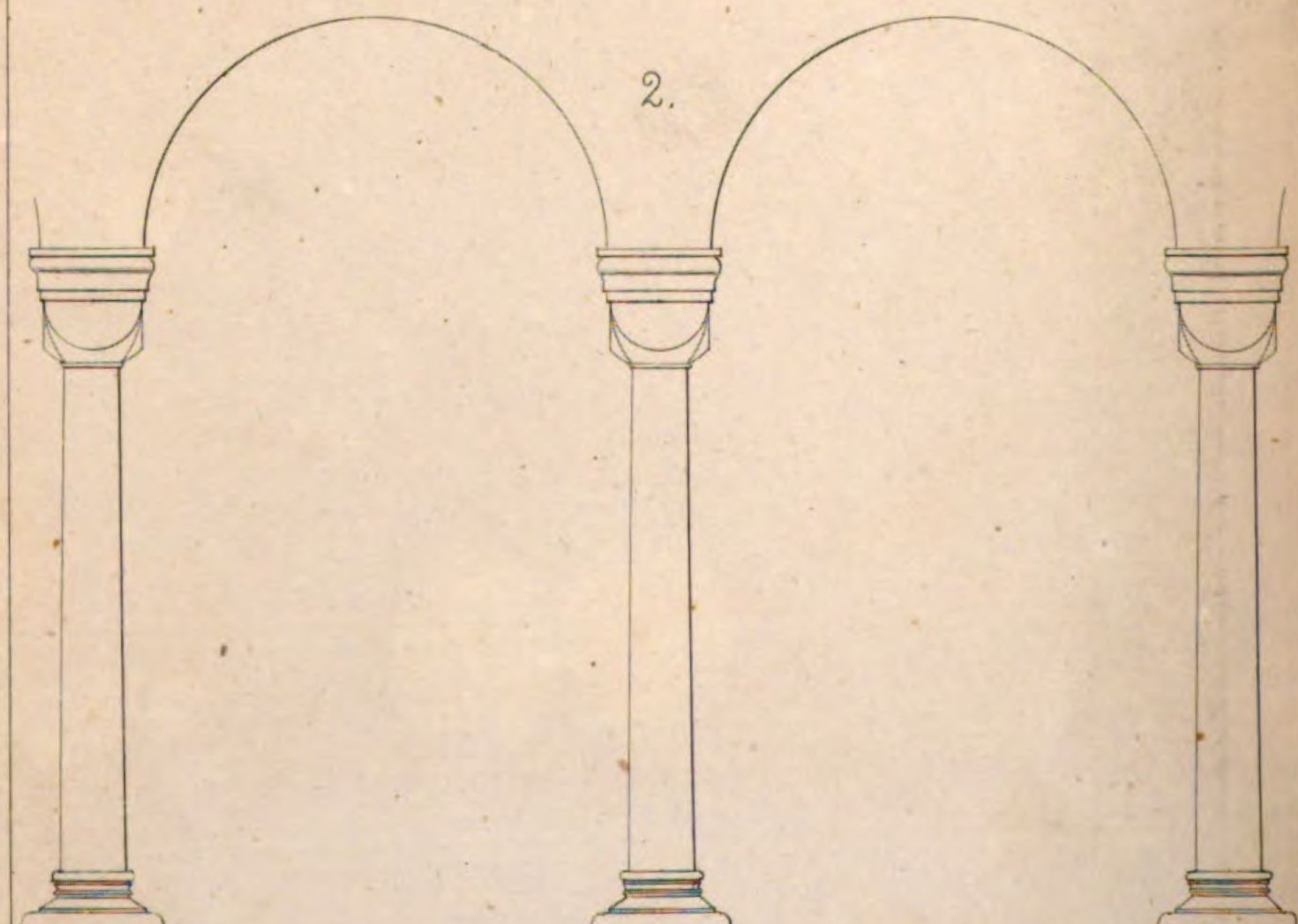
1.

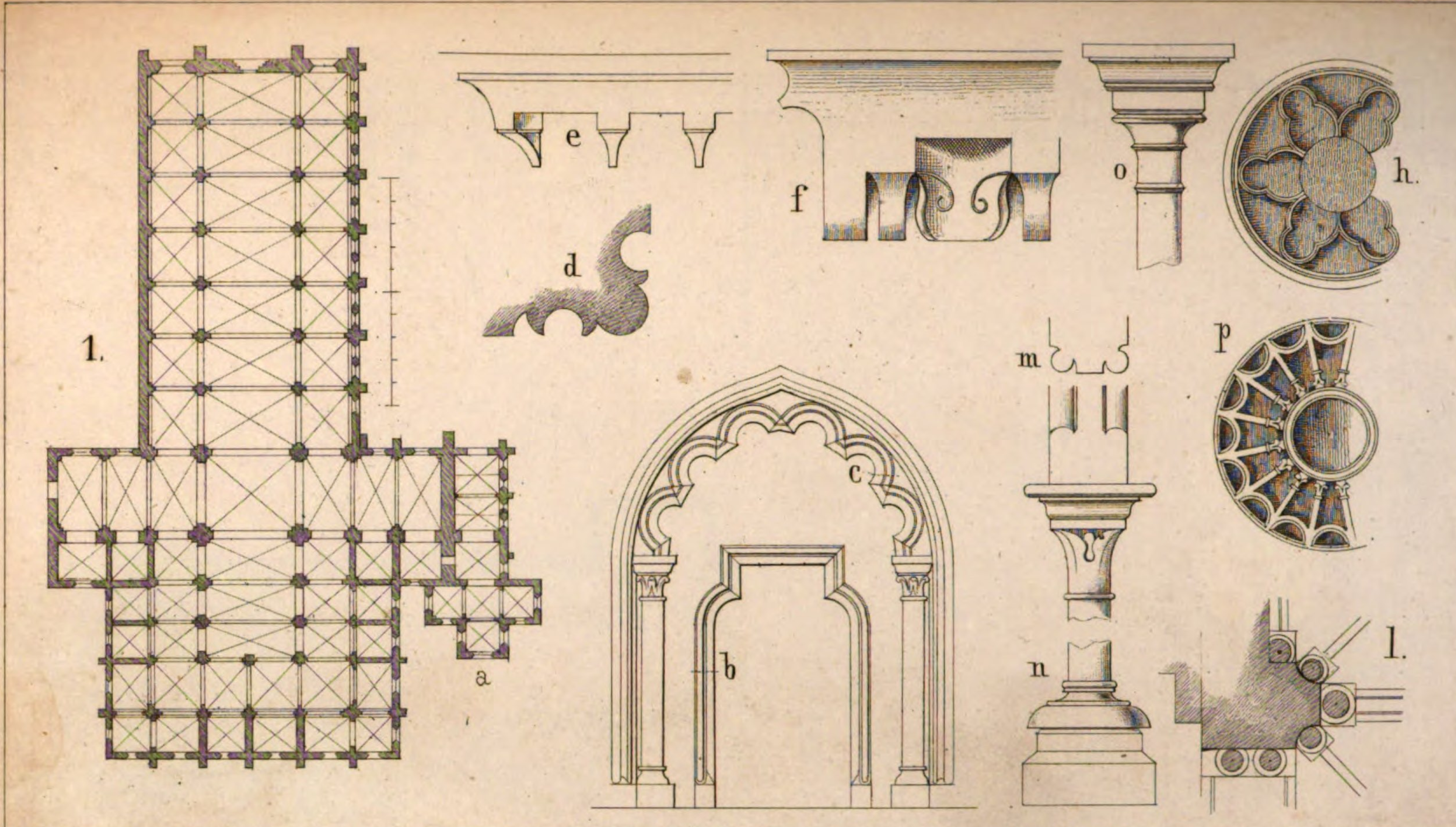


3.


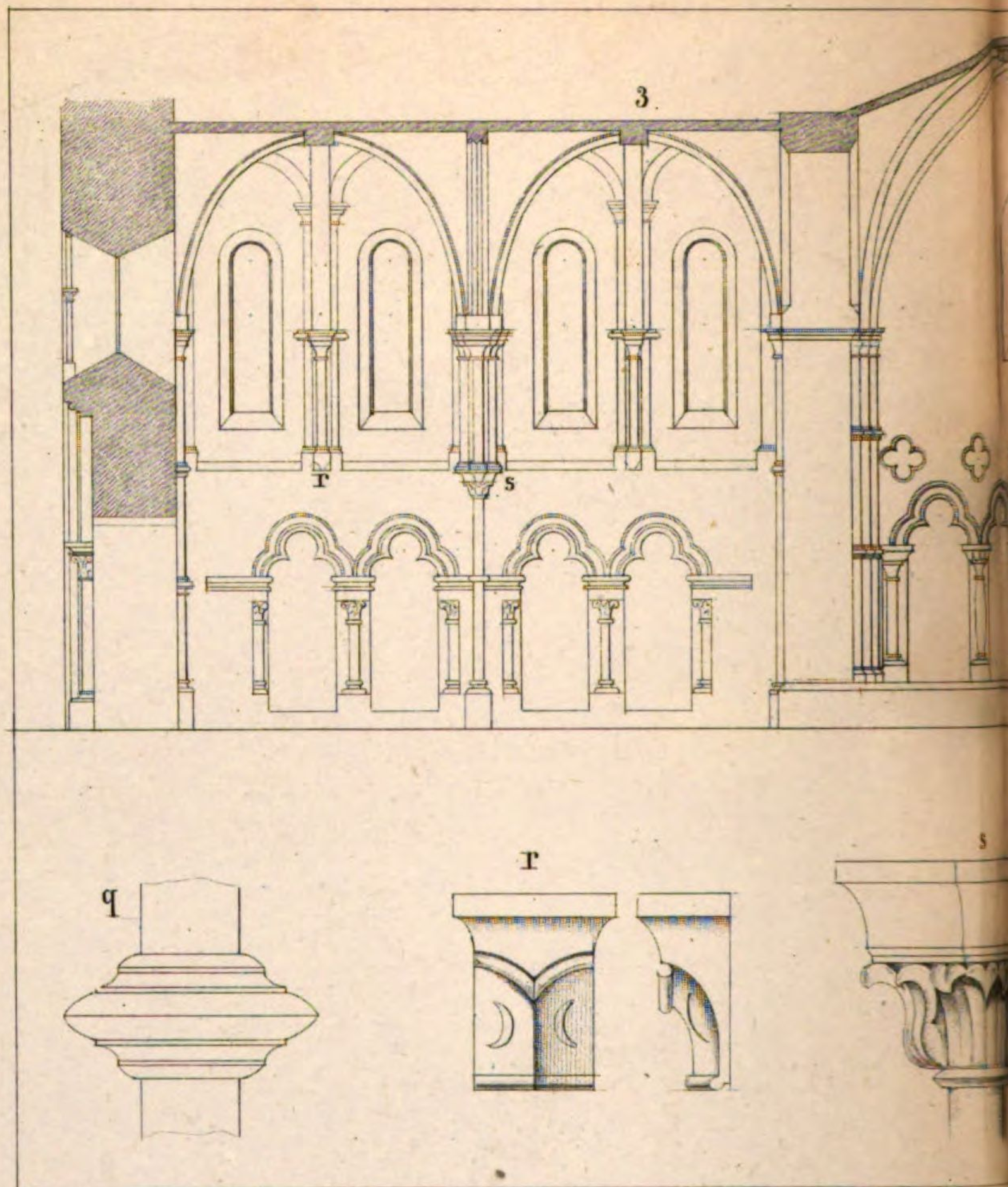
2.

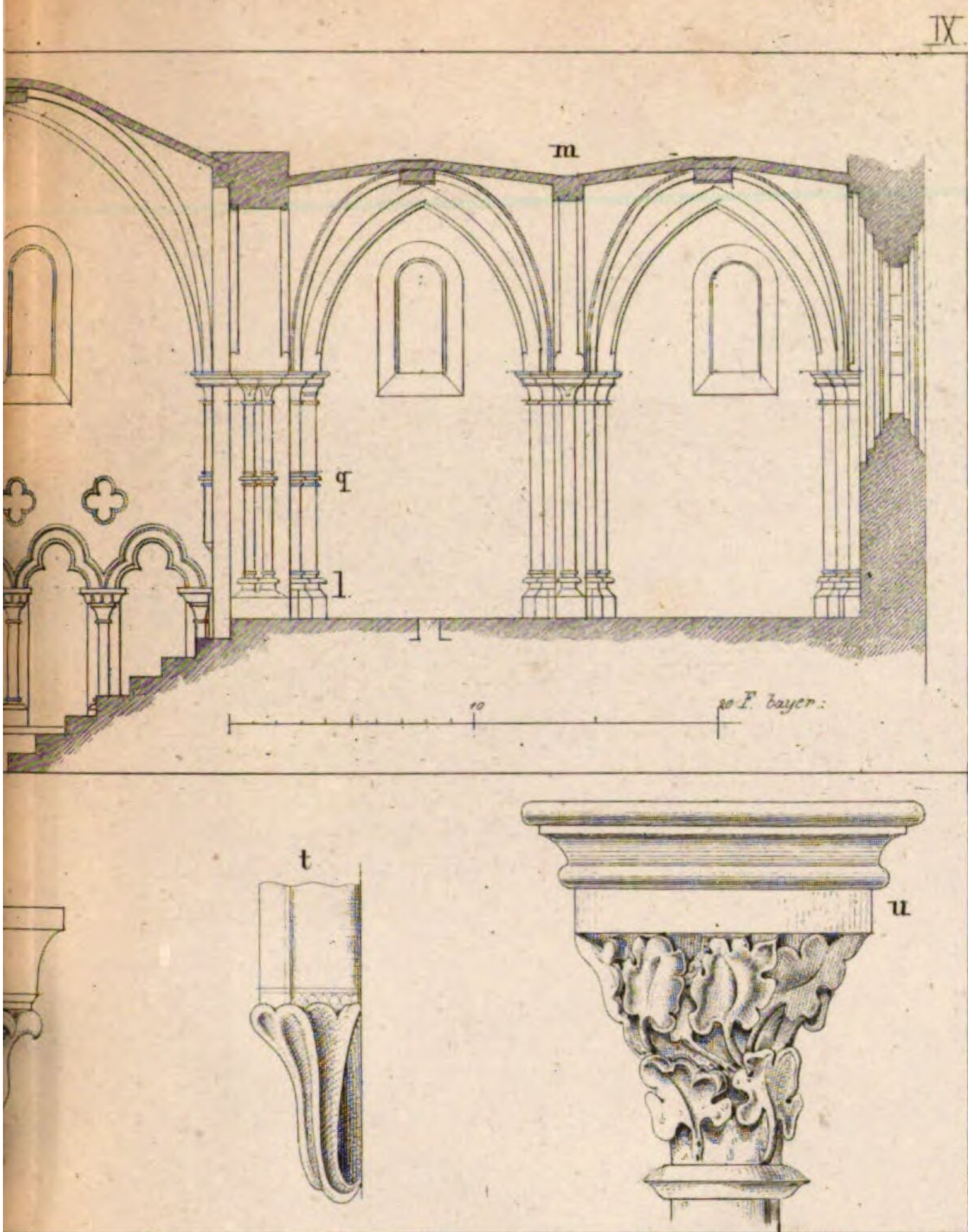


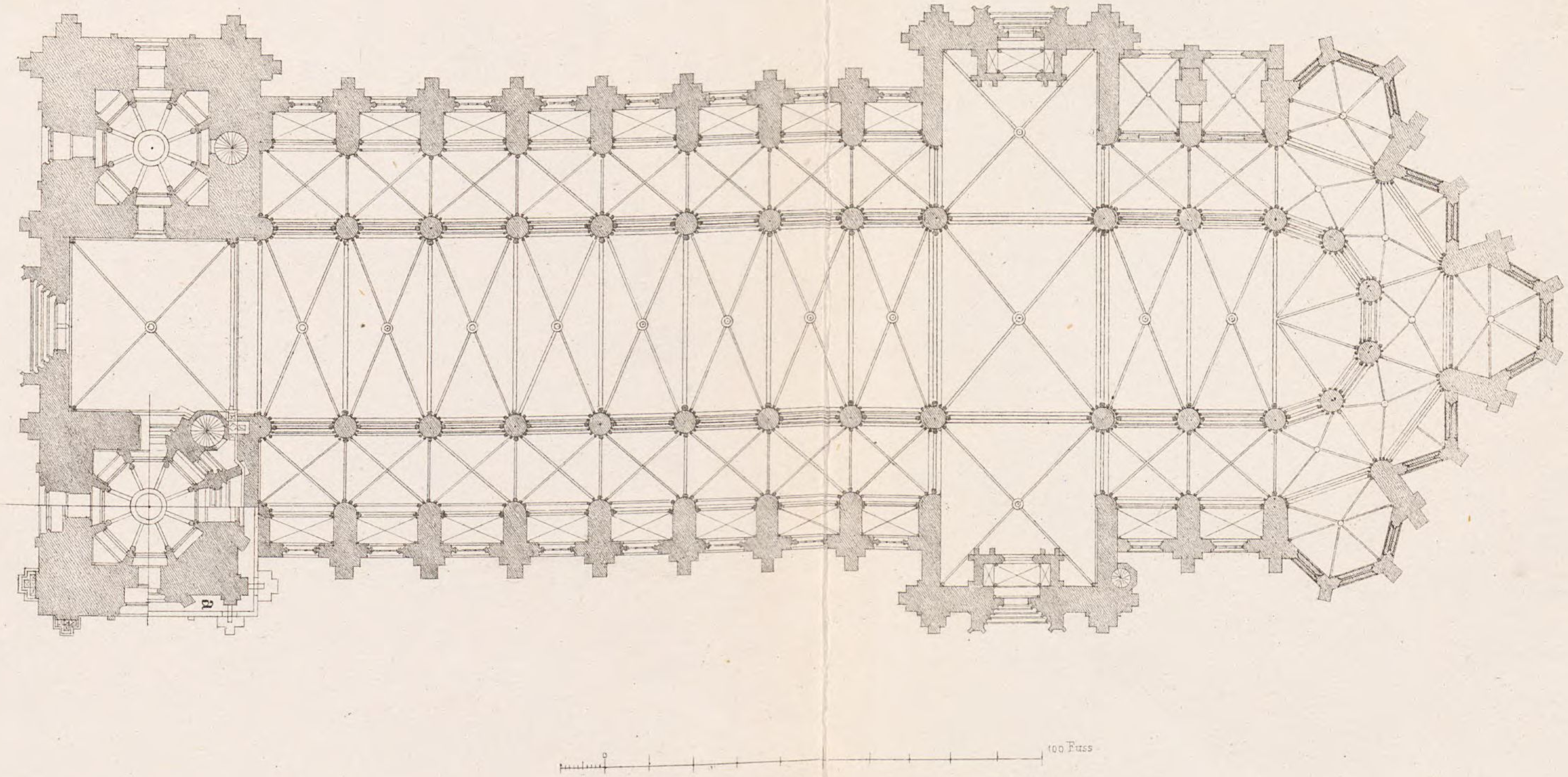

1.
a
b
c
d
e
f
h.
l.
m
n
o
p

2.



3
r
s
q
r
s

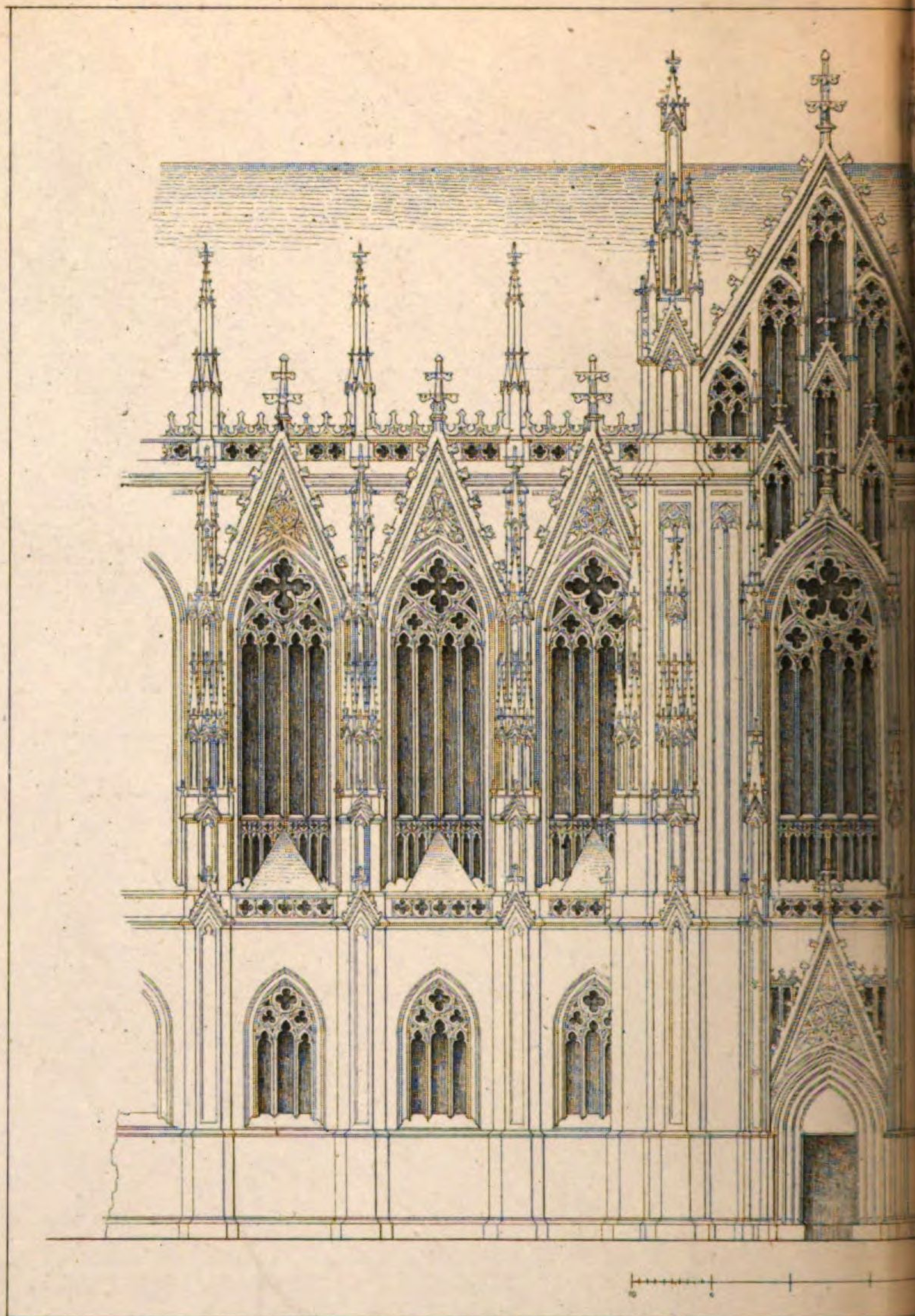

IX
m
d
l
10
20 F. bayer:
t
u

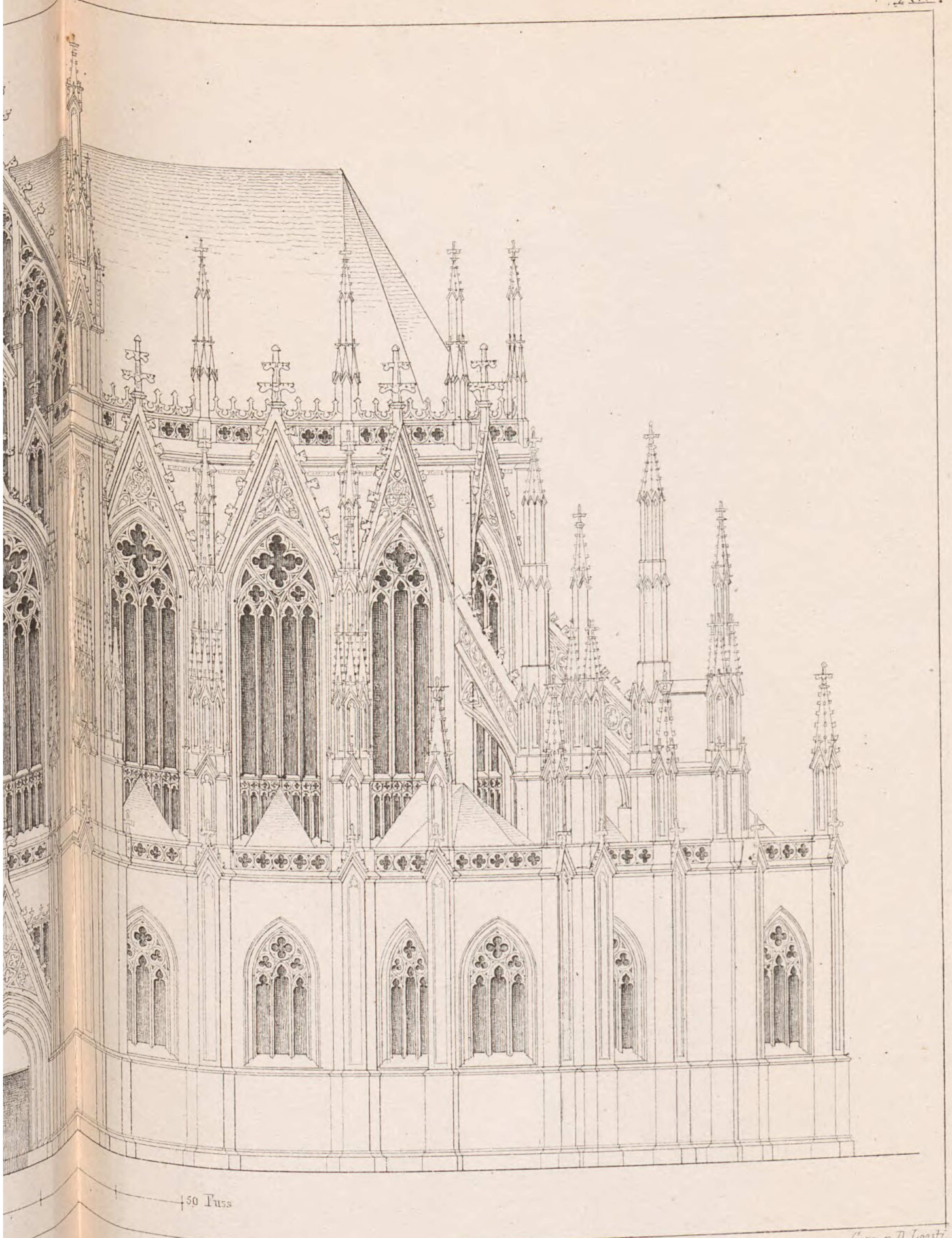


Taf. X.

XI.



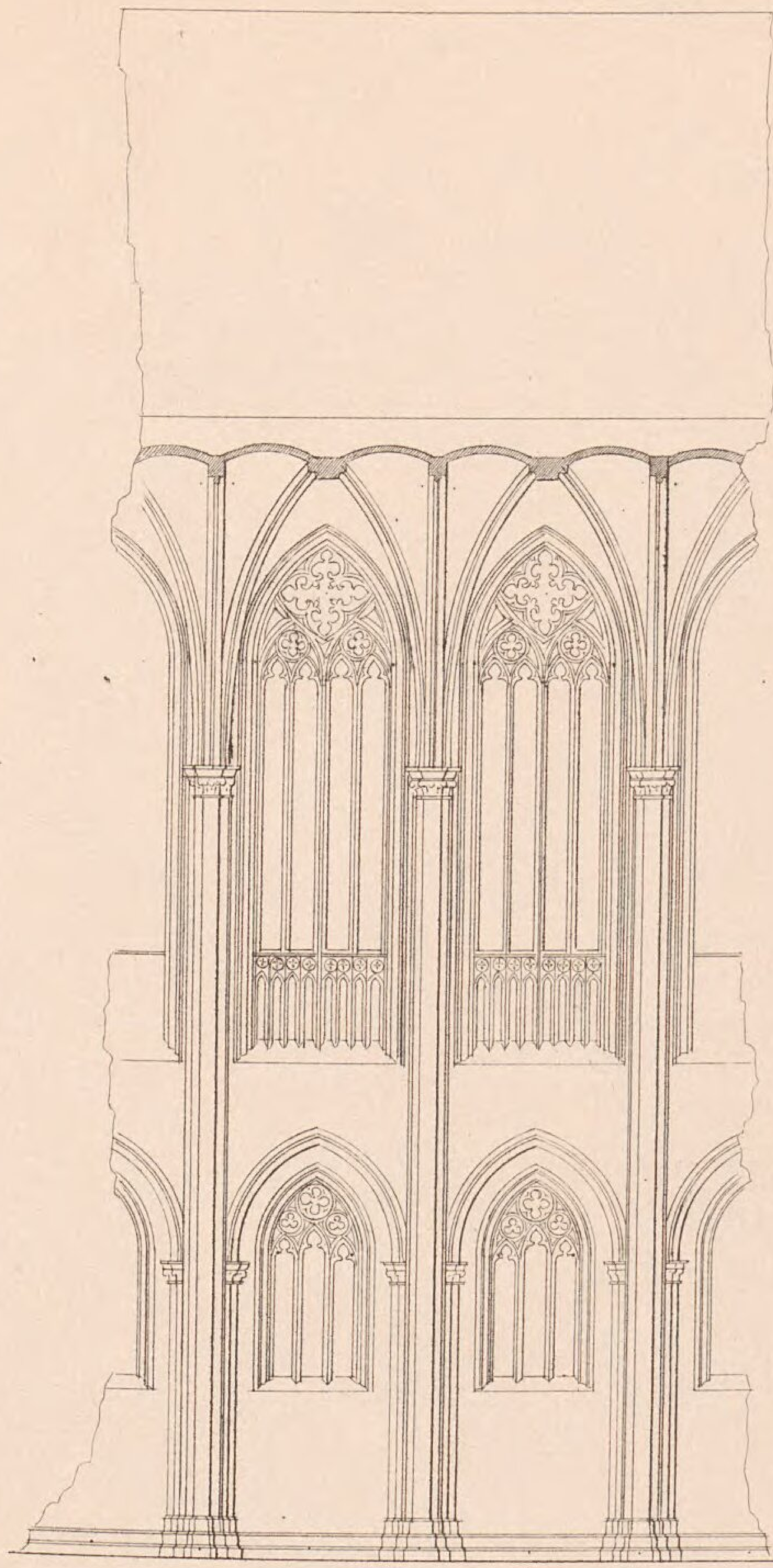




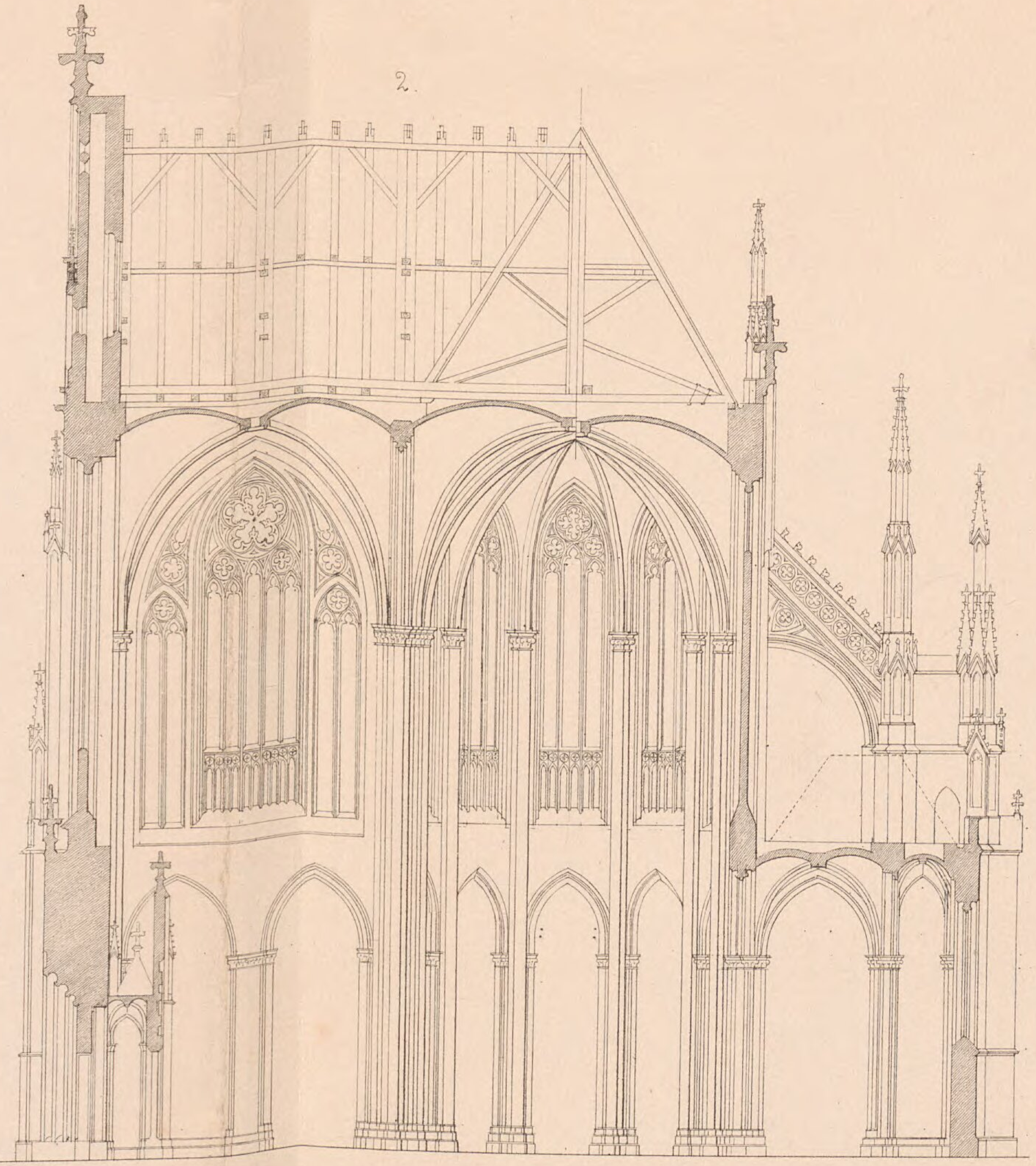
Grav. v. D. Laesti

Taf XIII.

1.

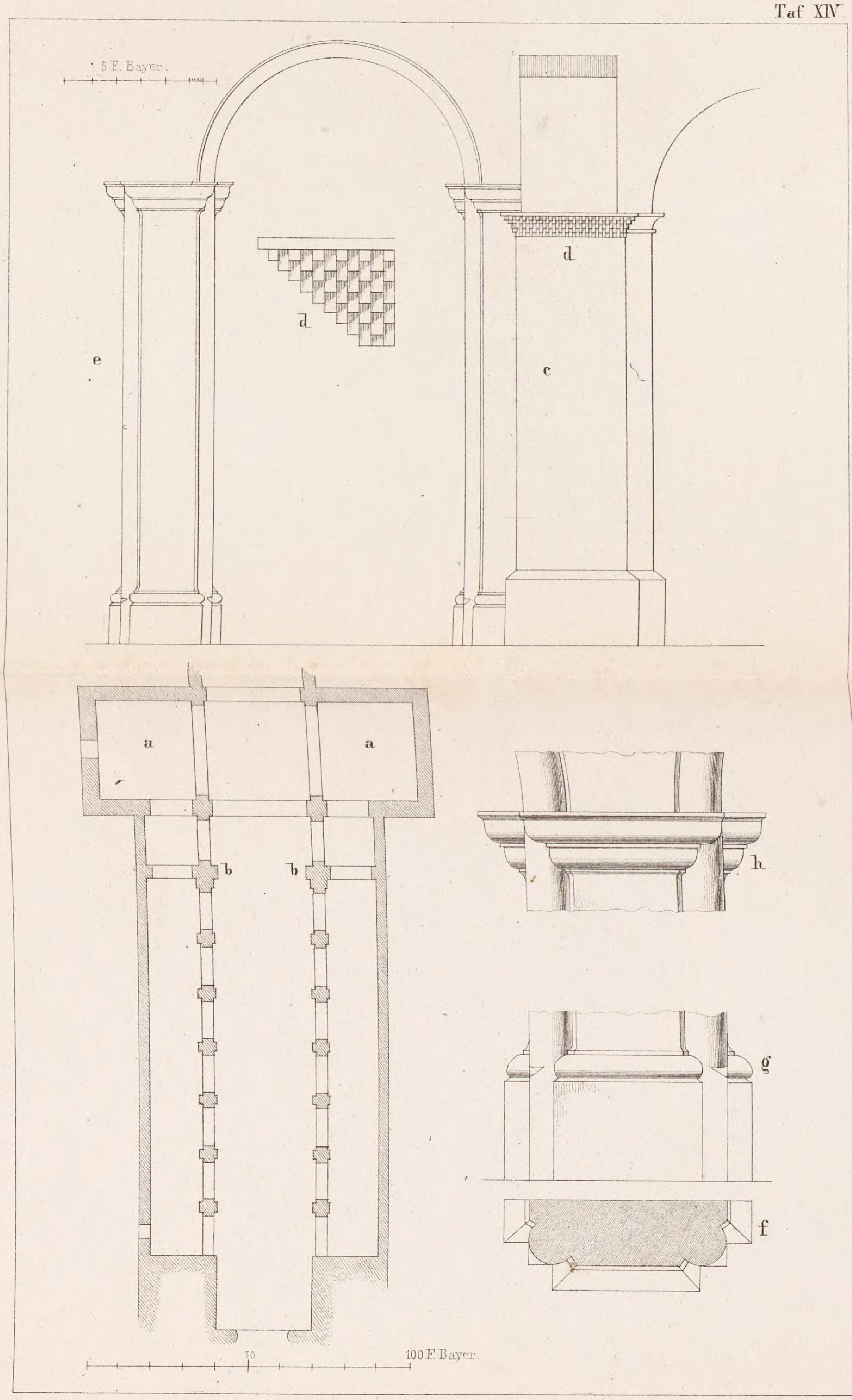


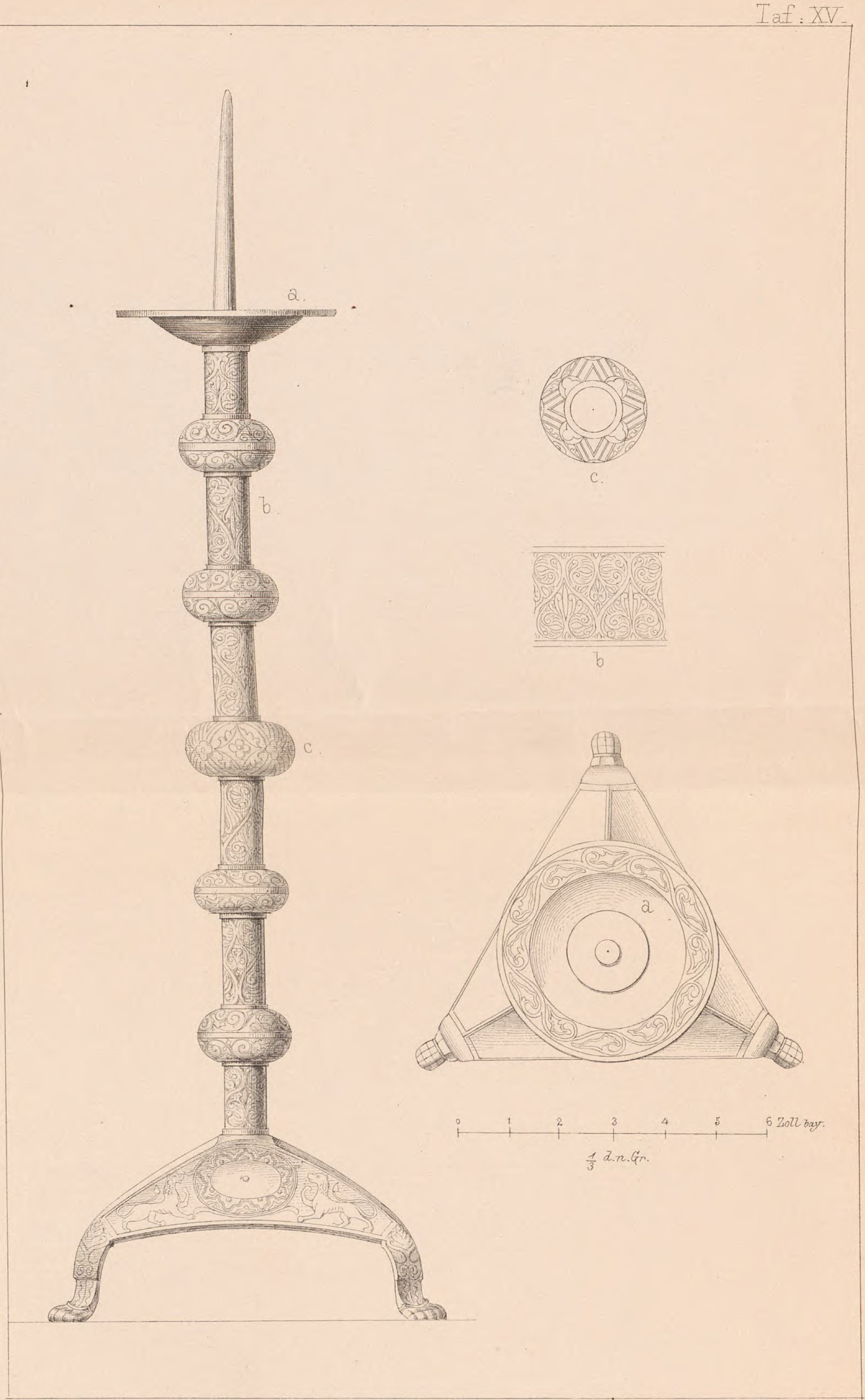
2.



10 0 50 Fuss.

Taf XIV.




a.
b.
c.
c.
b
a
0 1 2 3 4 5 6 Zoll bay.
1/3 d. n. Gr.

Kallenbach, G. G.

Beiträge zum Verständniß der Kirchen-Baukunst mit besonderer Rücksicht auf Neubau, Restauration und Ausstattung Ein Quartalblatt mit größeren Abhandlungen und kleineren Notizen von G. G. Kallenbach
Bd.: 1

Halle 1857